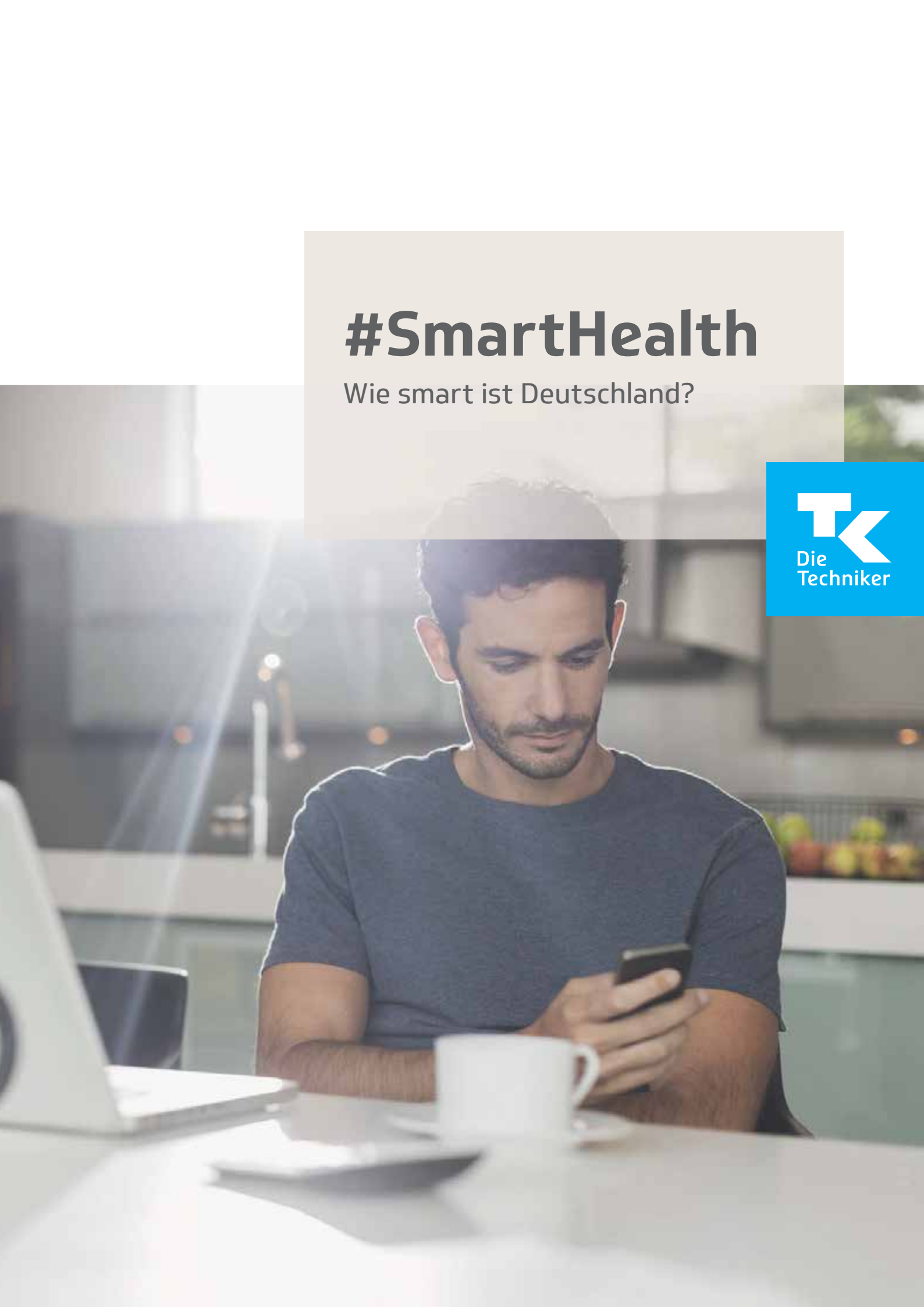


#SmartHealth

Wie smart ist Deutschland?

TK
Die
Techniker



Vorwort



Zwanzig Jahre ist es her, dass die ersten Smartphones auf den Markt kamen, und schon heute sind drei Viertel der deutschen Bevölkerung in jeder Altersgruppe daran gewöhnt, das Internet dort zu nutzen, wo sie gerade sind: Das Smartphone ist für viele Menschen zum zentralen Kommunikationsmittel avanciert. Messengerdienste, Routenplanung oder mal schnell auf das Konto gucken, das sind dabei wohl (neben den sozialen Netzwerken) bei Jung und Alt die gängigsten Services – und gehören für die meisten heute schon zur Routine.

Auch die Gesundheitsanwendungen sind bei den Verbrauchern dabei, den Kinderschuhen zu entwachsen, wie die vorliegende Studie zeigt. Längst geht es dabei nicht mehr nur darum, sich einen Überblick über die eigene Fitness zu verschaffen. Mehr und mehr nutzen Menschen, die zum Beispiel unter einer chronischen Krankheit leiden, das Netz, Apps und digitale Devices für sich, um ihre Lebensqualität zu verbessern und ihre Krankheit zu managen.

Neben Antworten auf Fragen zur aktuellen Nutzung digitaler Gesundheitsangebote gibt die Studie Aufschluss über die Erwartungen und Wünsche der Deutschen an die Zukunft des Gesundheitswesens. Hier zeigt sich: Obwohl die Menschen erwarten, dass in zehn Jahren telemedizinische Angebote und Gesundheitsapps die Gesundheitsversorgung zunehmend prägen werden, können sich bedeutend weniger vorstellen, diese dann selbst zu nutzen. Vielleicht ist die Skepsis darin begründet, dass es schwerfällt, sich auszumalen, was in den kommenden zehn Jahren möglich und tatsächlich machbar sein wird. Kommen werden die neuen digitalen Gesundheitsangebote in jedem Fall. Aber auch in Zukunft wird die Digitali-

sierung den Faktor Mensch im Gesundheitswesen nicht ersetzen. Sie wird uns vielmehr helfen, mit den Folgen des demografischen Wandels und des medizinischen Fortschritts besser umgehen zu können und uns in unserem Gesundheitsalltag aktiv unterstützen.

In der öffentlichen Diskussion zur Digitalisierung im Gesundheitswesen steht oft der Datenschutz im Mittelpunkt. Und ohne Frage: Der Sicherheit der Daten kommt eine besondere Bedeutung zu, die im Zuge der Digitalisierung noch wachsen wird. Allerdings zeigt sich die Bevölkerung hierbei optimistisch. Der Studie nach ist der überwiegende Teil der Menschen in Deutschland davon überzeugt, dass ihre elektronisch gebündelten Patientendaten vertraulich behandelt werden und – richtig miteinander verbunden – große Erfolge zum Beispiel bei der Früherkennung und dem Management von Erkrankungen bringen werden. Deshalb treten wir dafür ein, dass alle Krankenkassen gesetzlich verpflichtet werden, ihren Versicherten eine elektronische Gesundheitsakte anzubieten. Die vorliegende Studie bestätigt uns darin: 76 Prozent der Befragten sprechen sich für eine elektronische Gesundheitsakte aus, in der alle relevanten Daten sicher gesammelt und zusammengefasst werden. Und: Sie würden diese Informationen anonymisiert auch für die Versorgungsforschung zur Verfügung stellen, damit durch die kluge Nutzung der Daten eine verbesserte Versorgung ermöglicht wird.

Wir als Techniker setzen uns aktiv dafür ein, die Vorteile der Digitalisierung im deutschen Gesundheitswesen nutzbar zu machen und fördern den Dialog im Spannungsfeld zwischen Chancen, Nutzen, Kosten und Risiken. Die Zukunft ist – auch – digital. Der Anfang ist gemacht.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Jens Baas'.

Ihr
Dr. Jens Baas
Vorstandsvorsitzender der TK

1 Auf dem Weg zur Smart Health

- 4 So smart ist Deutschland
- 6 Datenschutz muss sein

2 Gesundheit online

- 7 Informieren im Netz – heute
- 8 Informieren im Netz – morgen
- 9 Austausch in sozialen Netzwerken – heute
- 10 Austausch in sozialen Netzwerken – morgen

3 Gesundheit per App

- 12 Mobile Gesundheit – heute
- 13 Mobile Gesundheit – morgen
- 14 Digitale Therapie – heute
- 16 Digitale Therapie – morgen

4 Tracking: Gesundheit am Handgelenk

- 18 Eigene Daten sammeln – heute
- 20 Eigene Daten sammeln – morgen
- 20 Diese Daten sollen es sein

5 Machen Daten gesund?

- 22 Daten für den guten Zweck: Forschung
- 23 Mit Daten zum medizinischen Fortschritt
- 23 Daten für den guten Zweck: gesund bleiben

6 Arztbesuch online

- 25 Arztpraxis online – heute
- 26 Arztpraxis online – morgen
- 27 Chat mit dem Arzt – heute
- 28 Chat mit dem Arzt – morgen

7 Der digitale Draht zur Krankenkasse

- 29 Dinge online regeln – heute
- 30 Dinge online regeln – morgen

8 Alle Daten immer verfügbar

- 32 Direkter Datenzugriff von überall
- 33 Ja zur elektronischen Gesundheitsakte

9 Erwartungen an eine elektronische Gesundheitsakte

- 34 Verbesserte medizinische Zusammenarbeit
- 35 Selbst bestimmen wollen
- 36 Vom Vertrauen in Datensicherheit

10 Fazit und Ausblick in die digitale Zukunft

11 Anhang

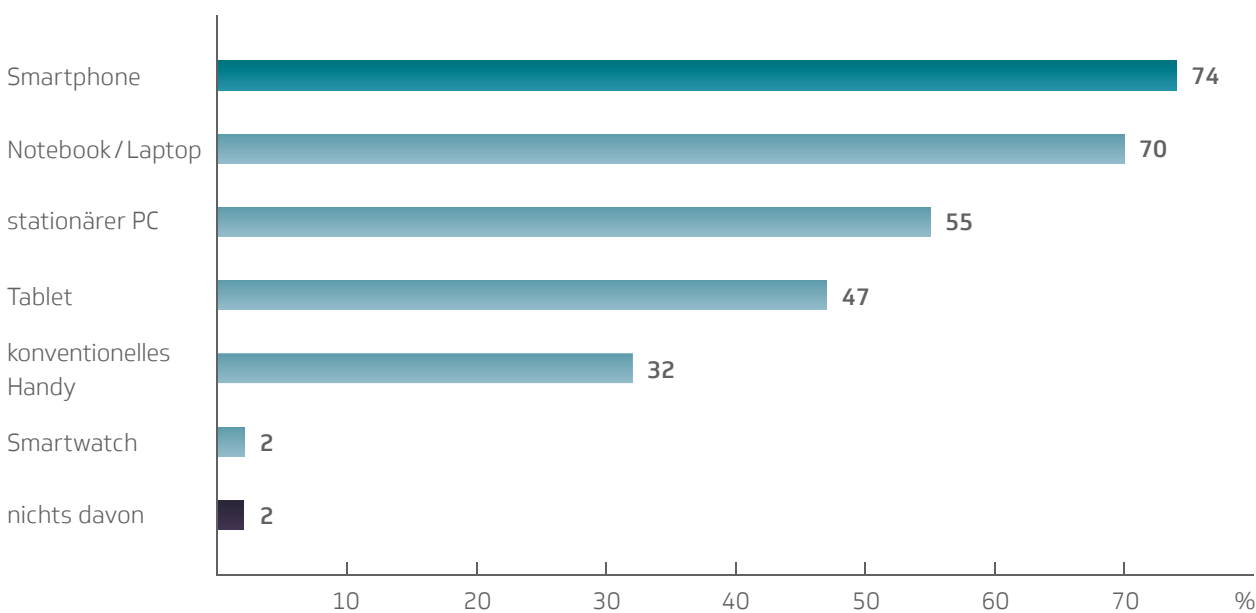
1 Auf dem Weg zur Smart Health

So smart ist Deutschland Handy war gestern, heute ist Smartphone. Das lässt sich zweifelsfrei festhalten. 74 Prozent der Befragten nutzen privat ein Smartphone und sind damit nicht mehr nur in der Lage, Textnachrichten zu verschicken, sondern auch mobil ins Internet zu gehen. Auf Platz zwei der elektronischen Geräte liegt mit 70 Prozent das Notebook oder der Laptop. Gut jeder Zweite (55 Prozent) nutzt außerdem

einen stationären PC. Aufgeholt hat in den letzten Jahren das Tablet: 47 Prozent der Befragten und damit immerhin auch schon fast jeder Zweite nutzt ein solches Gerät privat. Das konventionelle Handy spielt für rund ein Drittel der Befragten eine Rolle. Der Anteil derer, die eine Smartwatch besitzen, fällt mit zwei Prozent dagegen aktuell noch sehr gering aus.

Das Smartphone ist die Nummer eins

Diese elektronischen Geräte nutzen die Befragten privat:



Ob ländliche Region oder urbane Umgebung macht hierbei keinen Unterschied. Auch Männer und Frauen sind annähernd gleichauf, wenn es um die technische Ausstattung geht. Lediglich beim stationären PC liegen die Männer vor den Frauen: 61 Prozent nutzen einen solchen Rechner privat. Bei Frauen sind es dagegen nur 50 Prozent.

Außerdem gilt: je jünger, desto affiner gegenüber Smartphones sind die Deutschen. In der Altersgruppe der 18- bis 49-Jährigen hat sich das Smartphone absolut durchgesetzt. 89 Prozent der 18- bis 29-Jährigen nutzen eines. Ähnlich verbreitet ist das digitale Device unter den 30- bis 39-Jährigen mit 87 Prozent. Bei den 40- bis 49-Jährigen sind es auch noch 84 Prozent. Bei den 50- bis 59-Jährigen geht der Wert dann jedoch zurück auf 61 Prozent, bei den 60- bis 70-Jährigen sogar auf 47 Prozent. Doch lässt sich hier auch eine andere Perspektive einnehmen: Immerhin jeder Zweite der 60- bis 70-Jährigen nutzt privat ein Smartphone.

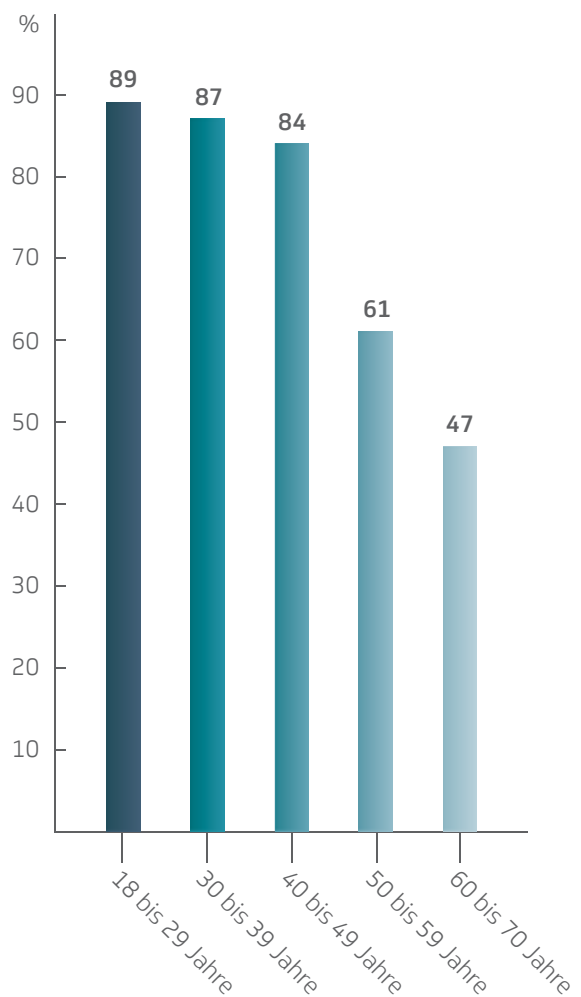
Entsprechend der obigen Feststellung spielt das herkömmliche Handy bei den Jüngeren kaum noch eine Rolle. Bei den 18- bis 39-Jährigen nutzt einer von zehn Befragten ein Handy. Bei den 50- bis 59-Jährigen sind es 43 Prozent, bei den 60- bis 70-Jährigen 53 Prozent.

Das private Notebook ist bei den Jüngeren stärker verbreitet. 80 Prozent der 18- bis 29-Jährigen verfügen über ein solches Gerät. Bei den 50- bis 59-Jährigen sind dies aber auch noch 66 Prozent und bei den 60- bis 70-Jährigen ist es mit 56 Prozent immerhin noch mehr als jeder Zweite.

Die größte Verbreitung von Tablet und Smartwatch findet sich bei den 30- bis 49-Jährigen. Hier lässt sich vermuten, dass digitale Affinität und finanzielle Möglichkeiten dafür ursächlich sind. Mehr als jeder Zweite in dieser Altersgruppe besitzt ein Tablet, drei Prozent tragen zudem eine Smartwatch.

Je jünger, desto Smartphone

Anzahl der Smartphone-Nutzer nach Alter.



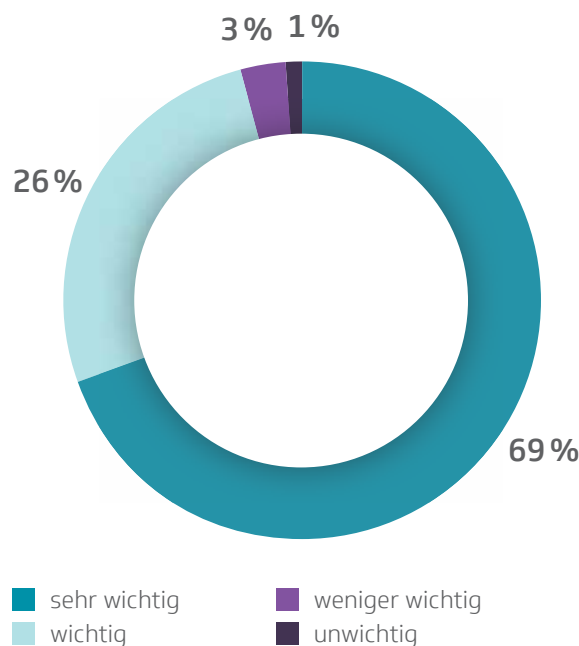
Die Gruppe derer, die keines der genannten Geräte nutzt, ist in den jüngeren Jahrgängen verschwindend gering. Bei den 50- bis 59-Jährigen ist sie mit vier Prozent und bei den 60- bis 70-Jährigen mit sieben Prozent aber auch noch sehr klein.

Mit dem Bildungsniveau steigt die Nutzung digitaler Devices. Die vorliegende Befragung zeigt, dass 84 Prozent derer mit Abitur oder Studium privat ein Smartphone nutzen. Bei denen mit einfachem Schulabschluss sind es nur 62 Prozent. Ein ähnliches Bild ergibt sich auch beim Blick auf Notebooks. Von den Menschen mit höheren Abschlüssen nutzen 82 Prozent privat ein Notebook, von denen mit einfachem Abschluss sind es dagegen 55 Prozent. Ebenfalls eine klare Kopplung besteht mit dem Einkommen. Bei jenen, die monatlich ein Haushaltsnettoeinkommen von 4.000 Euro und mehr zur Verfügung haben, nutzen 90 Prozent ein Smartphone, 79 Prozent ein Notebook und 61 Prozent ein Tablet. Anders sieht es bei jenen aus, die maximal 1.500 Euro an Einkommen im Monat haben. Von ihnen nutzen 56 Prozent ein Smartphone, 55 Prozent ein Notebook und 22 Prozent ein Tablet.

Datenschutz muss sein Datenschutz ist wichtig – diese Haltung vertritt die absolute Mehrheit der Bevölkerung. Insgesamt 95 Prozent der Befragten sagen, das Thema Datenschutz und Datensicherheit sei für sie wichtig. 69 Prozent geben dem sogar noch einmal mehr Gewicht, indem sie Datenschutz als sehr wichtig bezeichnen. Unterschiede zwischen Ost- oder Westdeutschland, Männern oder Frauen gibt es dabei kaum. Auch Bildungsniveau und Einkommen wirken sich hier nicht signifikant aus.

So wichtig ist Datenschutz

Große Mehrheit legt Wert auf das Thema Sicherheit von Daten.



Rundungsdifferenzen möglich

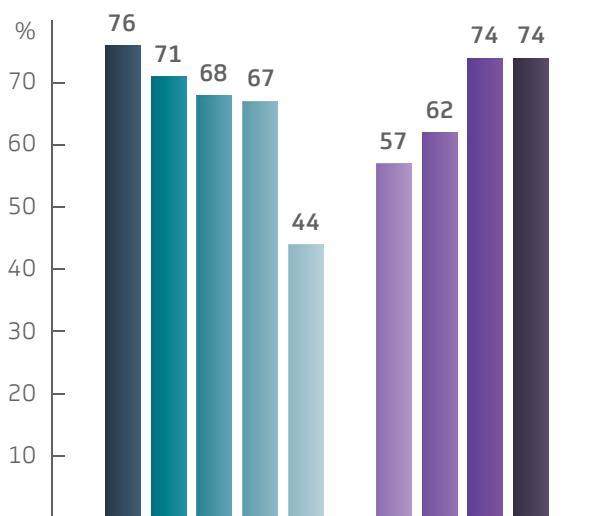
Beim Blick auf das Alter lässt sich jedoch eine leichte Abstufung erkennen. Einig sind sich die 18- bis 59-Jährigen: Durchschnittlich 97 Prozent von ihnen halten Datenschutz für wichtig oder sehr wichtig. Bei den 60- bis 70-Jährigen sind es mit 87 Prozent zwar auch noch immer sehr viele, aber doch zehn Prozentpunkte weniger.

Der Blick auf die Studienergebnisse macht vor allem eines klar: Gerade die Nutzer digitaler Devices und neuer Medien bewerten das Thema hoch. Wer beispielsweise Gesundheitsapps gegenüber positiv eingestellt ist, dem ist Datenschutz zu 98 Prozent wichtig oder sehr wichtig. Für die Anbieter digitaler Leistungen im Bereich Gesundheit bleibt also weiterhin die eindeutige Vorgabe: Am Datenschutz führt kein Weg vorbei.

2 Gesundheit online

Informieren im Netz – heute Jetzt geht es konkret um die Verknüpfung der Themen Gesundheit und Internet. Danach gefragt, ob sie das Internet dazu nutzen, um sich über ein Gesundheitsthema zu informieren, antworten zwei Drittel der Befragten (66 Prozent) mit Ja. Weitere 13 Prozent können sich vorstellen, dies künftig zu tun. Für 21 Prozent jedoch kommt das nicht infrage. Wie die eigene Haltung dazu ausfällt, ist auch eine Altersfrage. Je jünger die Befragten sind, desto eher nutzen sie das Internet bei Fragen rund um die Gesundheit als Informationsquelle. Bei den 18- bis 39-Jährigen sind es mit 74 Prozent drei Viertel der Befragten, bei

den 40- bis 59-Jährigen sind es 68 Prozent und bei den 60- bis 70-Jährigen recherchieren 44 Prozent im Netz, um etwas über Gesundheitsthemen herauszufinden. Damit liegen in dieser Altersgruppe jene, die bereits das Internet als Informationsquelle nutzen, und jene, für die das nicht infrage kommt, fast gleichauf.



Erstmal googeln ...

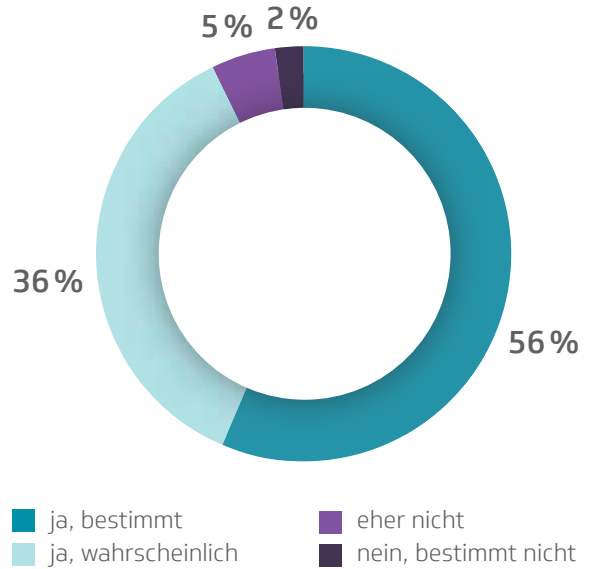
Drei Viertel der Jüngeren informieren sich im Internet über Gesundheitsthemen. Je höher das Einkommen, desto mehr wird im Internet zu Gesundheit recherchiert.

Je höher Bildungsniveau und Einkommen sind, desto eher wird das Internet genutzt, um sich über Gesundheitsthemen zu informieren. Von denen mit Abitur oder Studium sind es 73 Prozent, von denen mit einfachem Schulabschluss dagegen 54 Prozent. Bei den Befragten aus Haushalten mit mehr als 3.000 Euro im Monat sind es 74 Prozent, bei denen mit weniger als 1.500 Euro nur 57 Prozent. Dies steht im Einklang mit der oben gemachten Feststellung, dass digitale Devices in diesen Bevölkerungsgruppen weniger verbreitet sind.

Informieren im Netz – morgen Nun geht der Blick zum ersten Mal in die Zukunft. Die Befragten sollten sich dazu äußern, ob sie glauben, dass es in zehn Jahren üblich sein wird, sich im Internet zu Gesundheitsthemen zu informieren. Hier fallen die Antworten eindeutig aus: 92 Prozent halten es für bestimmt oder wahrscheinlich zutreffend, dass es in zehn Jahren zum Alltag dazu gehören wird, Antworten rund um die Gesundheit im Internet zu suchen. Besonders überzeugt davon sind die Frauen. Von ihnen sind es 62 Prozent gegenüber 51 Prozent bei den Männern, die ganz sicher sind, dass es so kommen wird.

Die Zukunft liegt im Netz

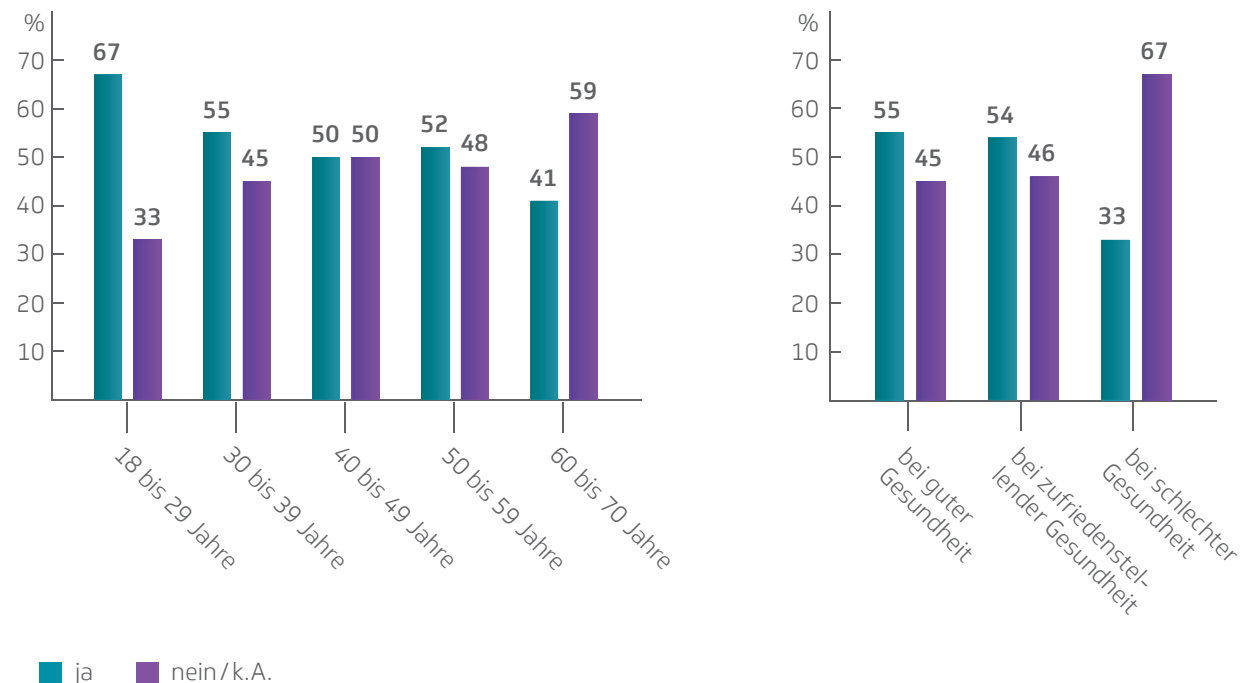
Kaum Zweifel, dass Internetrecherche zu Gesundheit in zehn Jahren dazugehört.



Rundungsdifferenzen möglich

Zurückhaltung bei Älteren und Kranken

Wünschen Sie sich, dass es in zehn Jahren üblich sein wird, sich im Internet zu Gesundheitsthemen zu informieren?



Das Alter hingegen wirkt sich kaum auf die Erwartungen an die künftige Internetrecherche zu Gesundheitsthemen aus. Allerdings lässt sich feststellen, dass es einen Unterschied macht, inwieweit die Befragten heute schon die Möglichkeiten der digitalen Welt nutzen. Keine Zweifel daran, dass das Internet in zehn Jahren selbstverständlich zur Gesundheitsrecherche benutzt wird, haben besonders jene, die auch heute schon das Netz dazu nutzen. Von ihnen gehen 96 Prozent davon aus, dass dies in zehn Jahren für alle üblich sein wird. Von denen, für die das heute nicht in Frage kommt, sind es mit 81 Prozent etwas weniger.

Dass das Internet künftig als wichtige Informationsquelle bei Gesundheitsfragen fungiert, wird also kaum bezweifelt, doch begegnen die Befragten einer solchen Zukunft auch mit einer gewissen Skepsis. Mit 53 Prozent der Befragten sind es etwas weniger, die sich wünschen, dass es in zehn Jahren üblich sein wird, Gesundheitsinformationen aus dem Internet zu beziehen. 44 Prozent möchten dies eher nicht. Die eigene Erwartung macht dabei kaum einen Unterschied. Auch von denen, die davon ausgehen, dass es in zehn Jahren üblich sein wird, sind es mit 56 Prozent ähnlich viele, die dies auch gleichzeitig wünschen.

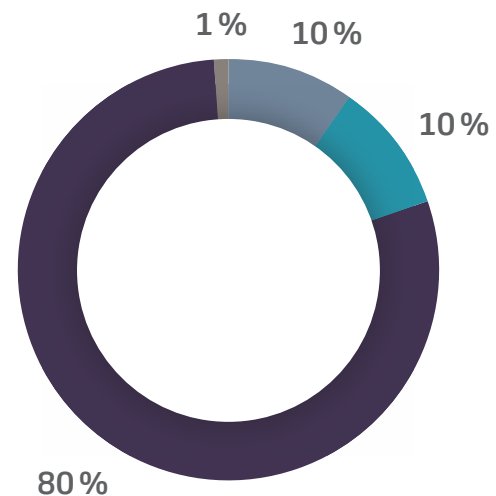
Männer und Frauen haben in dieser Hinsicht eine ähnliche Einschätzung. Indes steigen die Vorbehalte analog zum steigenden Alter. Während bei den 18- bis 29-Jährigen 67 Prozent die beschriebene Perspektive für wünschenswert halten, sind es bei den 30- bis 39-Jährigen mit 55 Prozent sowie bei den 40- bis 59-Jährigen mit 51 Prozent jeweils gut die Hälfte. Bei den 60- bis 70-Jährigen sind es schließlich 41 Prozent, die eine solche Zukunft positiv beurteilen (vgl. Seite 8, unten).

Außerdem zeigt sich, dass die heute schon existierenden digitalen Angebote zur Gesundheit offenbar überwiegend positiv wahrgenommen werden: Von denen, die sich heute schon im Netz zu Gesundheit informieren, sind es 65 Prozent, die eine Entwicklung in diese Richtung für wünschenswert halten. Von denen, die in sozialen Netzwerken nach Infos über Gesundheit suchen, sind es sogar 73 Prozent und von jenen, die Gesundheitsapps nutzen, auch 70 Prozent – diese Werte liegen alle über dem Durchschnitt von 53 Prozent.

Austausch in sozialen Netzwerken – heute Eine immer größere Relevanz beim digitalen Austausch zu Gesundheitsthemen bekommen die sozialen Netzwerke. Über Facebook und Co. können Inhalte verbreitet, geteilt und kommentiert werden. Die vorliegende Studie zeigt jedoch, dass soziale Netzwerke aktuell eher nicht als Ort dienen, um sich über Gesundheitsthemen auszutauschen oder zu informieren. Nur zehn Prozent der Befragten tun dies, weitere zehn Prozent können sich vorstellen, dies in Zukunft zu tun. Für 80 Prozent hingegen, vier von fünf der Befragten also, kommt dies nicht in Frage.

Facebook und Co. sind es eher nicht

Werden soziale Netzwerke wie Facebook, Twitter und Xing zum Informationsaustausch zu Gesundheitsthemen genutzt?



- ja, nutze ich heute schon
- ja, kann ich mir künftig vorstellen
- nein, kommt gar nicht infrage
- weiß nicht

Rundungsdifferenzen möglich

Diese Haltung zieht sich quer durch die Bevölkerung. Noch geringer als bei den anderen Altersgruppen ist das Bedürfnis, Gesundheitsthemen in sozialen Netzwerken zu diskutieren, bei den 60- bis 70-Jährigen. Von ihnen sind gerade einmal vier Prozent hier involviert.

Auch bei den Befragten mit Abitur oder Studium liegt der Anteil derer, die sich in sozialen Netzwerken über Gesundheitsthemen informieren, mit sechs Prozent unter dem Durchschnitt.

Die Befragung erlaubt den Schluss, dass hier nicht die Frage der Datensicherheit entscheidend ist. Die Haltung zum Datenschutz wirkt sich nicht erkennbar auf das Userverhalten aus. Ganz generell wollen sich nicht mehr als 20 Prozent im Austausch mit Freunden oder Followern über Gesundheit informieren. Allein eine Gruppe fällt etwas heraus. Die Bereitschaft, auch soziale Medien zur Gesundheitsinformation zu nutzen, ist bei jenen etwas ausgeprägter, die bereits Gesundheitsapps oder therapieunterstützende Apps nutzen oder nutzen würden. Von ihnen sind es rund 30 Prozent, die diesem Thema gegenüber aufgeschlossen sind.

Austausch in sozialen Netzwerken – morgen

Auch an dieser Stelle geht der Blick wieder zehn Jahre nach vorn. Und auch hier herrscht die Annahme vor, dass das Digitale weiter den Alltag durchdringen wird. Es geht um die Frage, ob es in zehn Jahren üblich sein wird, sich in sozialen Netzwerken über Gesundheitsthe-

men auszutauschen. Diesmal antworten 72 Prozent, dass sie eine solche Entwicklung erwarten. Das sind zwar immer noch knapp drei Viertel der Befragten, aber keine so große Mehrheit mehr wie bei der Frage, ob die allgemeine Recherche im Internet nach Gesundheitsthemen künftig üblich sein wird. Dies hatten 93 Prozent angenommen. Bei den sozialen Netzwerken sind es die Frauen, die mit 79 gegenüber 65 Prozent häufiger als die Männer überzeugt sind, dass soziale Netzwerke in zehn Jahren üblicherweise zur Gesundheitsinformation genutzt werden.

Interessant: Die Skepsis bei den Jüngeren und damit bei denen, die generell häufiger in sozialen Netzwerken unterwegs

sind und diese besser kennen, fällt im Vergleich etwas stärker aus. Bei den 18- bis 59-Jährigen sind es im Durchschnitt rund 30 Prozent, die nicht davon ausgehen, dass in zehn Jahren soziale Netzwerke zum Austausch

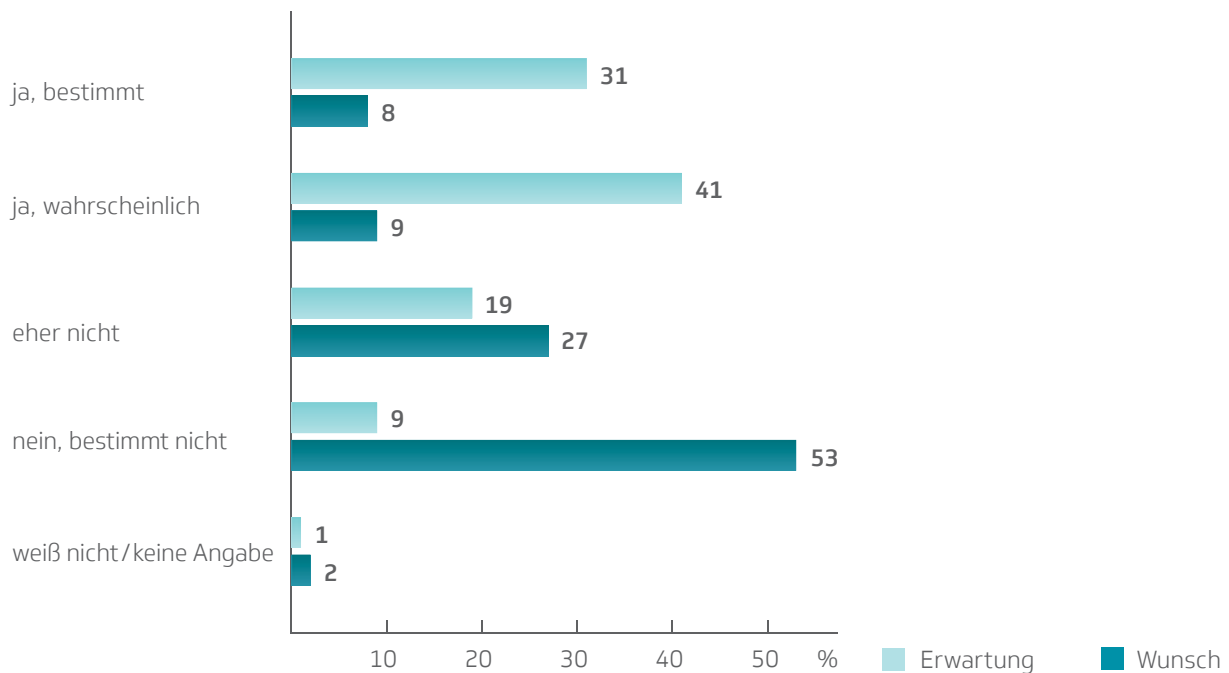
über Gesundheitsthemen genutzt werden. Bei den 60- bis 70-Jährigen wiederum sind es nur 20 Prozent.

Betrachtet man allerdings diejenigen, die heute schon digitale Gesundheitsangebote nutzen, so zeigt sich, dass es immerhin unter denen, die sich aktuell bereits in sozialen Netzwerken über Gesundheitsthemen informieren oder sich dies vorstellen können, überdurchschnittlich viele für wahrscheinlich halten, dass andere ihnen folgen. 83 Prozent von ihnen sind es, die davon ausgehen. Alle anderen digital Affinen, wie die Nutzer von Gesundheitsapps oder -Websites bewegen sich in ihrer Einschätzung um durchschnittlich 72 Prozent.

Drei von vier Befragten erwarten, dass man künftig in sozialen Medien über Gesundheit spricht.

Skepsis beim Blick auf morgen

Erwartung und Wunsch klaffen auseinander. Wird es in zehn Jahren üblich sein, sich in sozialen Netzwerken zu Gesundheitsthemen auszutauschen? Und wäre das gut?



Rundungsdifferenzen möglich

Dass glauben aber nicht hoffen heißt, zeigt sich an dieser Stelle ganz deutlich: Nur 23 Prozent von denen, die glauben, in zehn Jahren wird der Austausch über Gesundheit in sozialen Netzwerken Normalität sein, wünschen sich dies auch. Insgesamt ist es eine Mehrheit von 80 Prozent, die findet, dass soziale Netzwerke nicht zum Ort für den Austausch über Gesundheitsthemen werden sollen. Besonders vehement vertreten die Männer diese Position: 58 Prozent von ihnen wollen dies auf keinen Fall, weitere 24 Prozent zudem eher nicht.

Geht der Blick zum Alter, so sind es die Jüngsten unter den Befragten, nämlich die 18- bis 29-Jährigen, von denen sich immerhin ein Viertel (24 Prozent) wünscht, dass künftig der Austausch über Gesundheit in sozialen Netzwerken dazu-

gehört. Die Zustimmung zu einer solchen Entwicklung ist ebenfalls unter denjenigen etwas höher, die bereits Gesundheitsapps nutzen oder nutzen würden. Auch hier sind es durchschnittlich 25 Prozent, die dies befürworten. Deutlich vom Durchschnitt weichen jedoch jene ab, die sich heute schon in sozialen Netzwerken über Gesundheit austauschen oder sich dies künftig vorstellen können. Von ihnen ist es mit 49 Prozent jeder Zweite, der sich wünscht, dass seine Haltung dazu in zehn Jahren üblich sein wird.

3 Gesundheit per App

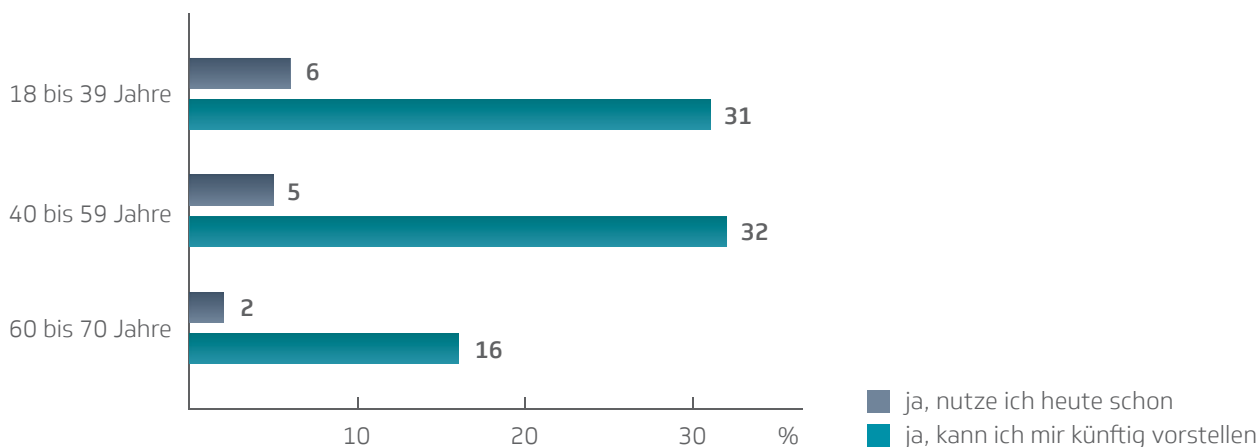
Mobile Gesundheit – heute Mehr als 400.000 Gesundheits-apps gibt es zurzeit auf dem Markt. App steht für „Application Software“ und mit jeder App lässt sich ein Smartphone oder Tablet besonders individualisieren. Es gibt Apps, die an die Medikamenteneinnahme erinnern, die Schnarchgeräusche erfassen oder über die sich Krankheitssymptome in einer Art Tagebuch erfassen lassen. Immerhin fünf Prozent der Befragten nutzen eine solche App bereits. 28 Prozent der Befragten können sich vorstellen, eine solche App künftig einzusetzen. Allerdings stehen diesen 67 Prozent gegenüber, für die das nicht infrage kommt.

Beim Nutzungsverhalten gibt es einen leichten Unterschied zwischen Frauen und Männern: Sieben Prozent der Frauen haben bereits eine solche Gesundheits-App eingesetzt, wäh-

rend es bei den Männern lediglich drei Prozent sind. In Sachen Zustimmung herrscht unter den Geschlechtern jedoch Gleichstand. Zudem lohnt sich der Blick auf das Alter: Bei der Nutzung liegen die 18- bis 59-Jährigen durchgehend relativ gleichauf mit rund fünf Prozent, die 60- bis 70-Jährigen fallen dagegen mit zwei Prozent leicht ab. Ein Unterschied zeigt sich aber bei der potenziellen Bereitschaft, eine solche App zu nutzen. Sind es bei den 18- bis 59-Jährigen im Durchschnitt gut 30 Prozent, die sich den Einsatz einer Gesundheits-App vorstellen können, erklären sich bei den 60- bis 70-Jährigen mit 16 Prozent nur etwa halb so viele dazu bereit. Außerdem stehen überdurchschnittlich viele derer, die ihre Gesundheit als weniger gut oder schlecht bezeichnen, Gesundheitsapps ablehnend gegenüber. 83 Prozent von ihnen sagen, dies komme für sie nicht infrage. Damit ist also gerade bei jenen die Skepsis groß, die eventuell profitieren könnten.

Per App geht's auch

Allerdings nutzt die Mehrheit sie heute noch nicht für ihre Gesundheit.



Die Haltung zum Datenschutz spielt wiederum keine entscheidende Rolle. Ob Datensicherheit für wichtig oder nicht gehalten wird, ändert nichts an der Grundhaltung zu Gesundheitsapps. Etwas aufgeschlossener zeigen sich jene mit höherem Bildungsabschluss. Die Befragten mit Abitur oder Studium sind zu 34 Prozent bereit, künftig eine solche App zu nutzen. Bei jenen mit niedrigeren Abschlüssen sind es nur 25 Prozent.

Darüber hinaus lässt sich so etwas wie eine generelle Haltung zum Thema Smart Health feststellen. Diejenigen, die an anderer Stelle dieser Befragung einer Bereitstellung von Gesundheitsdaten für die medizinische Forschung positiv gegenüberstehen oder auch die elektronische Gesundheitsakte gut finden, zeigen sich offener gegenüber Gesundheitsapps als jene, die diese Themen ablehnen. Insgesamt liegen die Werte bei den Smart-Health-Affinen mit knapp über 30 Prozent Zustimmung zu Gesundheitsapps allerdings auch nur leicht über dem Durchschnitt der Befragten. Schließlich kann auch noch eine technische Affinität konstatiert werden. Wer bereits ein elektronisches Gerät wie etwa ein Fitnessarmband nutzt, ist mit 14 Prozent überdurchschnittlich oft auch User von Gesundheitsapps.

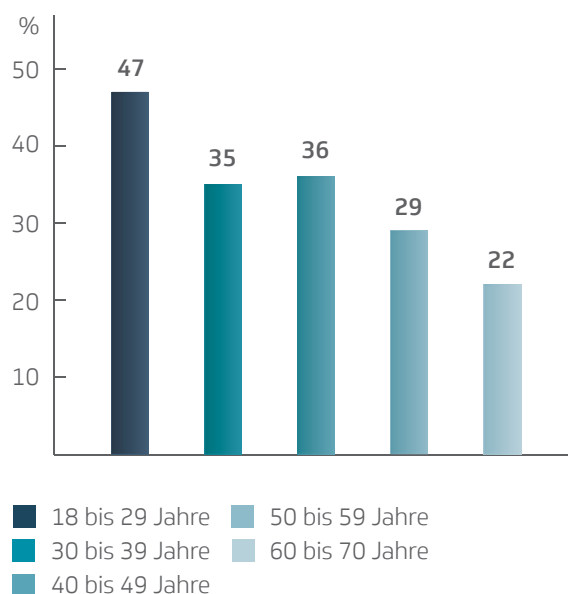
Mobile Gesundheit – morgen Geht der Blick in die Zukunft, so ist es die große Mehrheit von 86 Prozent der Befragten, die davon ausgeht, dass Gesundheitsapps in zehn Jahren eine deutlich größere Rolle spielen werden. Davon ist jeweils die Hälfte definitiv überzeugt oder hält es für wahrscheinlich. Diese Annahme spiegelt sich in allen Bevölkerungsgruppen wider. Besonders ausgeprägt ist diese Überzeugung zudem bei jenen, die schon heute Gesundheitsapps oder therapieunterstützende Apps nutzen. Hier sind es rund 95 Prozent. Ähnlich hoch fallen die Erwartungen bei jenen aus, die heute schon technische Geräte wie etwa Fitnessarmbänder oder Smartwatches nutzen.

Und auch an dieser Stelle sind Wunsch und vermutete Wirklichkeit nicht deckungsgleich. 34 Prozent – also rund ein Drittel der Befragten – hofft darauf, dass Gesundheitsapps in Zukunft eine größere Rolle spielen. Das sind etwas weniger als jene, die sich wünschen, dass die Internetrecherche zu Gesundheitsthemen in zehn Jahren üblich sein wird, aber deutlich mehr als jene, die sich wünschen, soziale Netzwerke sollen zur Informationsquelle über Gesundheit werden (vgl. Seite 14).

Auffällig ist, dass in der jüngeren Generation die größeren App-Optimisten zu finden sind. Knapp jeder Zweite (47 Prozent) der 18- bis 29-Jährigen wünscht sich, dass Gesundheitsapps künftig eine stärkere Rolle spielen sollten. Danach sinkt die Zahl leicht, bis sie bei den 60- bis 70-Jährigen bei 22 Prozent liegt. Mit dem Bildungsabschluss steigt die Zahl der Befürworter.

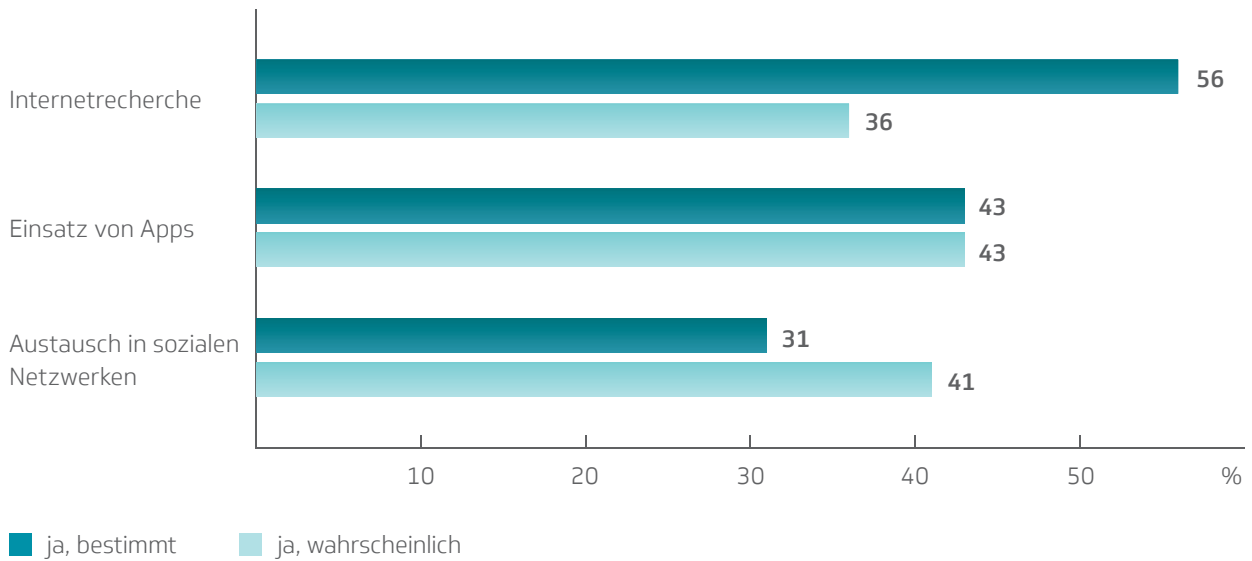
Immer mehr per App

Bei den Jüngeren wünscht sich jeder Zweite, dass Gesundheitsapps in zehn Jahren eine stärkere Rolle spielen.



Wandert die Gesundheit in Zukunft in die digitale Sphäre?

In zehn Jahren wird dies bei Gesundheitsthemen ganz alltäglich sein:



40 Prozent derer mit Abitur oder Studium, aber nur 27 Prozent mit einfachem Schulabschluss wünschen sich eine solche Entwicklung. Wichtig in diesem Zusammenhang: Die Grundvoraussetzungen sind andere, da schon das technische Equipment zwischen den Bildungsniveaus unterschiedlich verteilt ist.

Hohe Zustimmungswerte gibt es von jenen, die heute schon App-User sind: 71 Prozent derer, die Gesundheitsapps nutzen, wünschen sich, dass dies in Zukunft allgemein üblich sein wird. Von denen, die therapieunterstützende Apps oder Websites nutzen, sind es mit 61 Prozent ebenfalls viele, die diese Haltung teilen.

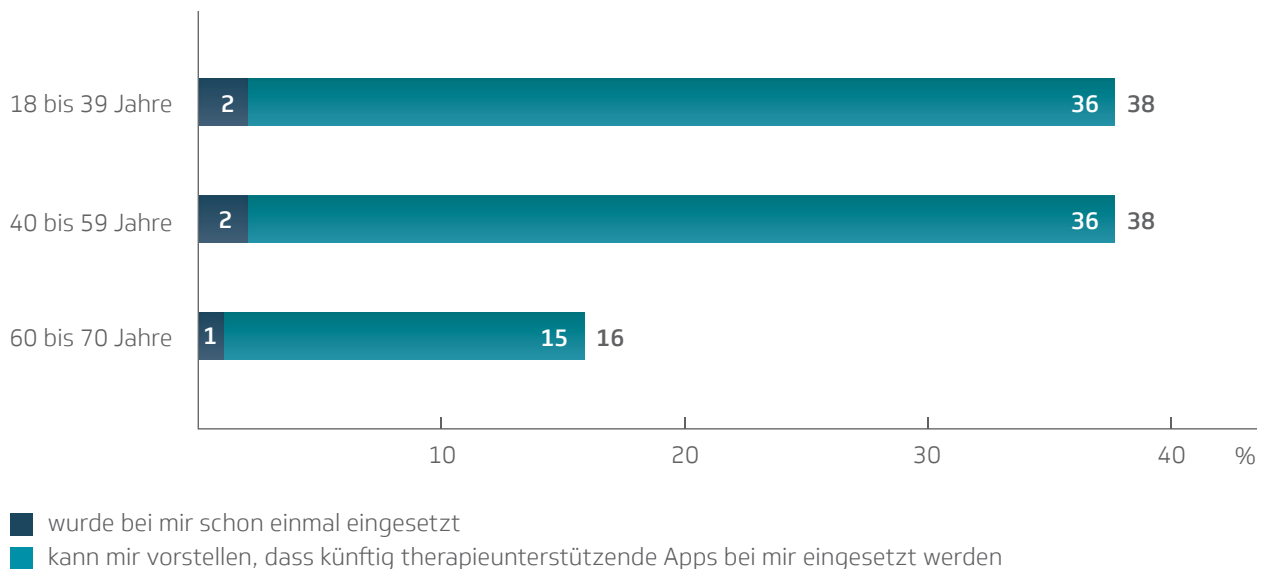
Digitale Therapie – heute Bei den eben bereits erwähnten therapieunterstützenden Apps oder Websites handelt es sich um internetgestützte Trainings oder Erinnerungen an Medikamente, Untersuchungen oder Impfungen, die vom Arzt eingesetzt oder empfohlen werden. Erfahrungen mit solchen Apps zur Unterstützung einer gesundheitlichen Therapie haben erst zwei Prozent der Befragten gemacht. Diese sind hauptsächlich unter den 30- bis 49-Jährigen zu finden. Ein weiteres Drittel gibt an, es könnte sich vorstellen, eine solche App künftig einzusetzen. Für 65 Prozent kommt dies hingegen nicht infrage.

In diesem Zusammenhang zeigen sich die Männer aufgeschlossener. 38 Prozent von ihnen können sich vorstellen, in Zukunft therapieunterstützende Apps zu nutzen, während es bei den Frauen nur 27 Prozent sind. Im Umkehrschluss heißt das, dass sieben von zehn Frauen eine Therapieunterstützung per App aktuell für sich ausschließen.

Am offensten zeigen sich die Jüngeren. Von den 18- bis 29-Jährigen sind es 41 Prozent, die therapieunterstützende Apps nutzen würden. Insgesamt kommen die 18- bis 59-Jährigen im Durchschnitt auf 36 Prozent, die sich dies vorstellen können. Bei den 60- bis 70-Jährigen überwiegt die Ablehnung. Für 81 Prozent von ihnen kommen derartige Apps nicht infrage.

Eine App als Teil der Therapie

Die Älteren gehen da noch nicht mit.



Ein Zusammenhang besteht überdies zu Bildungsniveau und Einkommensschicht. 71 Prozent derer mit einfachem Schulabschluss sagen, eine solche App würden sie aktuell nicht einsetzen. Bei denen mit Abitur sind es nur 60 Prozent. Analog dazu ist die Ablehnung bei jenen größer, die weniger als 1.500 Euro im Monat zur Verfügung haben. 74 Prozent können sich dies nicht vorstellen. Bei Befragten mit einem Einkommen von 3.000 Euro oder mehr ist die negative Haltung dazu mit

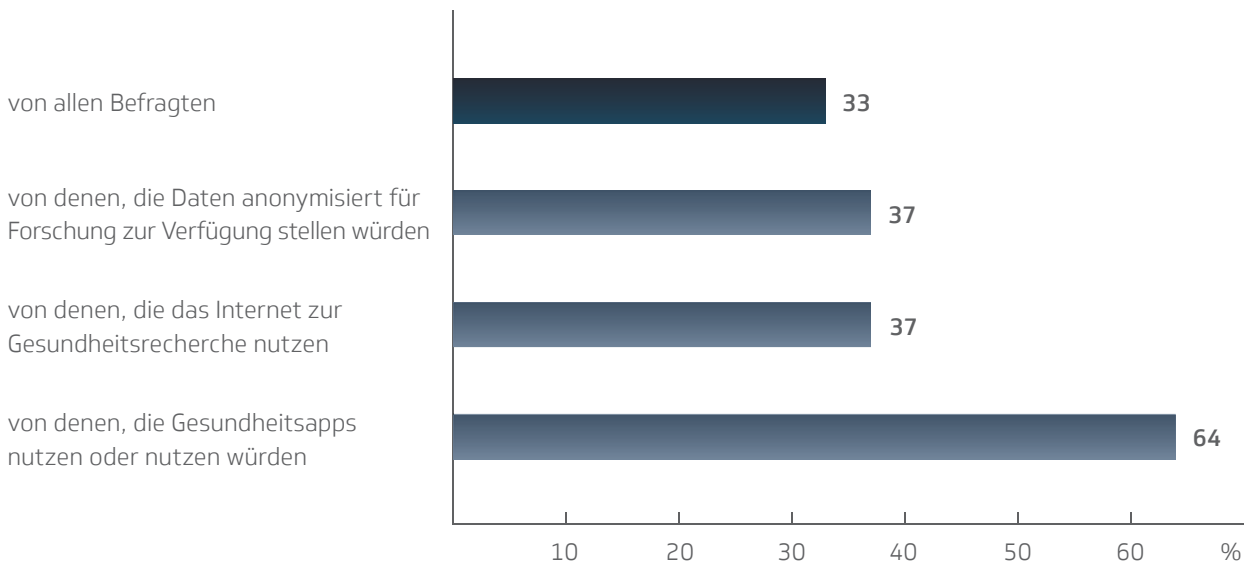
59 Prozent nicht so stark ausgeprägt. Auch hier liegt als Ursache wieder nahe, dass in der Gruppe mit geringerem Bildungslevel und niedrigerem Einkommen aktuell nur 56 Prozent über ein Smartphone verfügen und nur 55 Prozent privat ein Notebook nutzen.

Überdies lässt sich auch an dieser Stelle erneut sagen, dass es eine Gruppe gibt, die generell Smart-Health-Themen gegenüber aufgeschlossen ist. Wer eine Bereitstellung medizinischer Daten für die Forschung oder eine elektronische Gesundheitsakte befürwortet, würde auch überdurchschnittlich oft therapieunterstützende Apps nutzen. 40 Prozent sind es von diesen Befragten, die sich das künftig für sich vorstellen können. Bei denen, die bereits Internet, soziale Netzwerke oder Apps nutzen, ist die positive Grundeinstellung app- oder

webbasierter Therapie gegenüber noch größer. Von denen, die bereits eine Gesundheits-App nutzen oder eine solche nutzen würden, sind es schon 64 Prozent, die auch Apps zur Therapieunterstützung positiv bewerten.

Eine App kommt selten allein

Aufgeschlossenheit steigt mit der Nähe zu digitalen Themen. Befragte, die sich vorstellen können, therapieunterstützende Apps einzusetzen:



Digitale Therapie – morgen Auch wenn die Nutzerzahlen therapieunterstützender Apps oder Websites noch niedrig sind, so gehen doch drei Viertel der Befragten (75 Prozent) davon aus, dass in zehn Jahren Ärzte deutlich häufiger Apps zur Diagnostik oder Therapie einsetzen werden. 17 Prozent glauben eher nicht daran, weitere acht Prozent halten eine solche Entwicklung für gänzlich unrealistisch. Dieses Meinungsbild

zieht sich durch die gesamte Bevölkerung. Bemerkenswert ist jedoch, dass diejenigen, die bereits Erfahrung mit therapieunterstützenden Apps gemacht haben oder sich vorstellen können, diese künftig zu nutzen, zu noch größeren Anteilen davon ausgehen, dass es künftig üblich sein wird, dass Ärzte therapieunterstützende Apps einsetzen werden. Diese Ansicht vertreten in dieser Gruppe neun von zehn Befragten (88 Prozent).

Aber auch an dieser Stelle zeigt sich, dass es eine Menge Unsicherheiten in Bezug auf die digitale Zukunft gibt. Von denen, die es für wahrscheinlich halten, dass immer mehr Ärzte künftig Apps zur Therapieunterstützung einsetzen werden, sind es lediglich 41 Prozent, die sich dies auch wünschen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass rund ein Drittel der Befragten dies in der Zukunft für wünschenswert hält. 65 Prozent stehen dem skeptisch gegenüber.

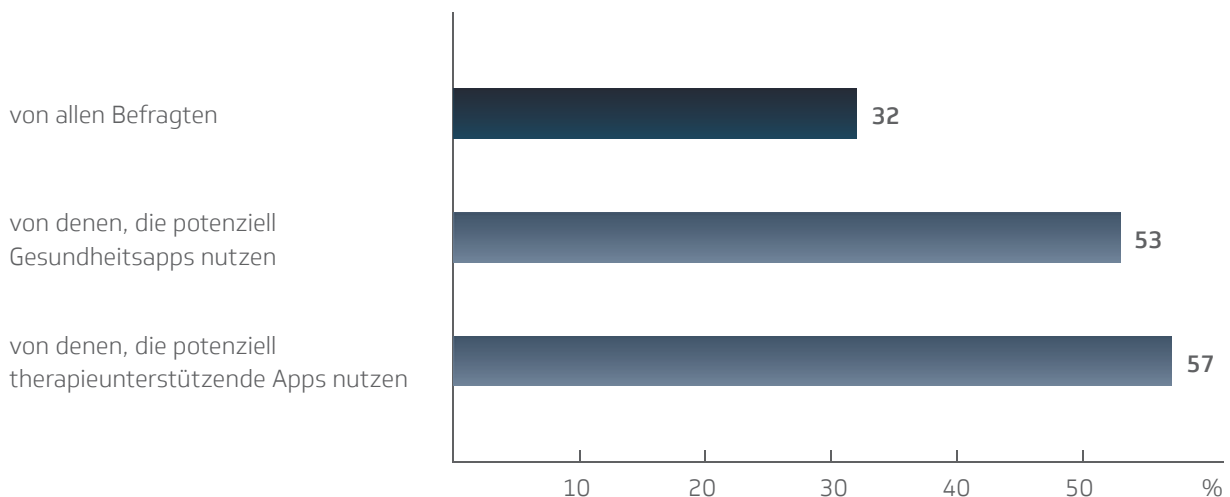
Allerdings deutet die Verteilung in den verschiedenen Altersgruppen darauf hin, dass die Gruppe der Befürworter künftig

mehr und mehr wachsen wird. Bei den 18- bis 39-Jährigen wünschen sich bereits 38 Prozent diese Aussicht für die Zukunft, bei den 60- bis 70-Jährigen sind es nur 26 Prozent. Die Jahrgänge dazwischen liegen auch in ihrer Zustimmung zwischen diesen beiden Werten.

Und wieder sind es besonders jene, die Gesundheits- oder therapieunterstützende Apps schon heute nutzen oder nutzen würden, die es wünschenswert finden, dass sich dies in zehn Jahren allgemein durchsetzt. Mehr als jeder Zweite von ihnen befürwortet ein solches Szenario.

Apps bestehen Praxistest

Die Hälfte der heutigen Appnutzer wünscht sich dies noch stärker für die Zukunft. Auf die Frage: „Wünschen Sie sich, dass in zehn Jahren Ärzte häufiger Gesundheitsapps zur Diagnostik und Therapie einsetzen?“, antworten mit „Ja“:



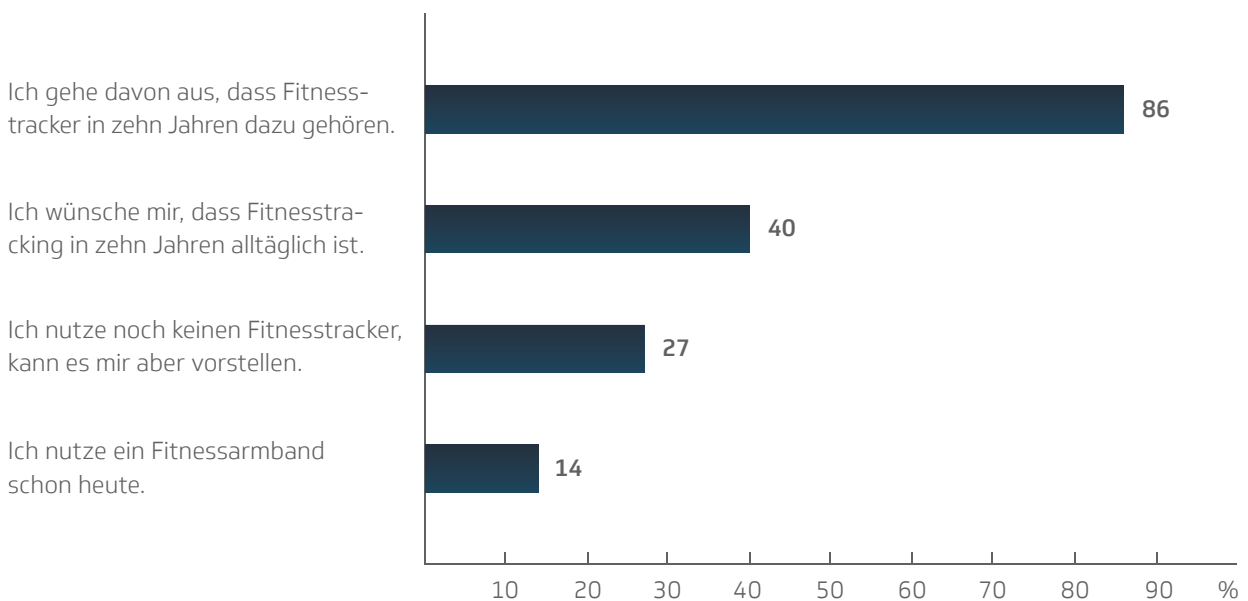
4 Tracking: Gesundheit am Handgelenk

Eigene Daten sammeln – heute Mittlerweile existiert eine Vielzahl technischer Geräte am Markt, die im Alltag oder beim Sport Bewegungs- und Gesundheitsdaten aufzeichnen. Fitnessarmbänder, Smartwatches oder Pulsuhren werden direkt am Körper getragen und zählen Schritte, zurückgelegte Kilometer, Kreislaufdaten oder verbrauchte Kalorien. Die vorliegende Befragung zeigt, dass die Bereitschaft, das eigene Bewegungsverhalten zu dokumentieren, zumindest bei Teilen der Bevölkerung vorhanden ist. Insgesamt vier von zehn Befragten nutzen ein solches Device oder können sich dies künftig vorstellen. Als aktive Nutzer von Trackinginstrumenten bezeichnen sich immerhin 14 Prozent der Befragten. Das sind Frauen und Männer gleichermaßen, quer durch alle

Altersgruppen. Auch die Zugehörigkeit zu Bildungs- oder Einkommensgruppen wirkt sich nicht signifikant aus. Lediglich bei der Affinität zeigen sich Unterschiede mit dem Alter. Bei den Jüngeren, den 18- bis 39-Jährigen, ist es jeder Dritte (33 Prozent), der sich vorstellen kann, künftig seine Fitness- oder Gesundheitsdaten aufzuzeichnen. Bei den 40- bis 59-Jährigen gilt dies nur noch für jeden Vierten (24 Prozent). Bei den 60- bis 70-Jährigen schließlich kann sich lediglich knapp jeder Fünfte (19 Prozent) vorstellen, eigene Gesundheitsdaten am Handgelenk zu messen.

Die eigene Fitness messen

In Zukunft wird dies alltäglich sein.

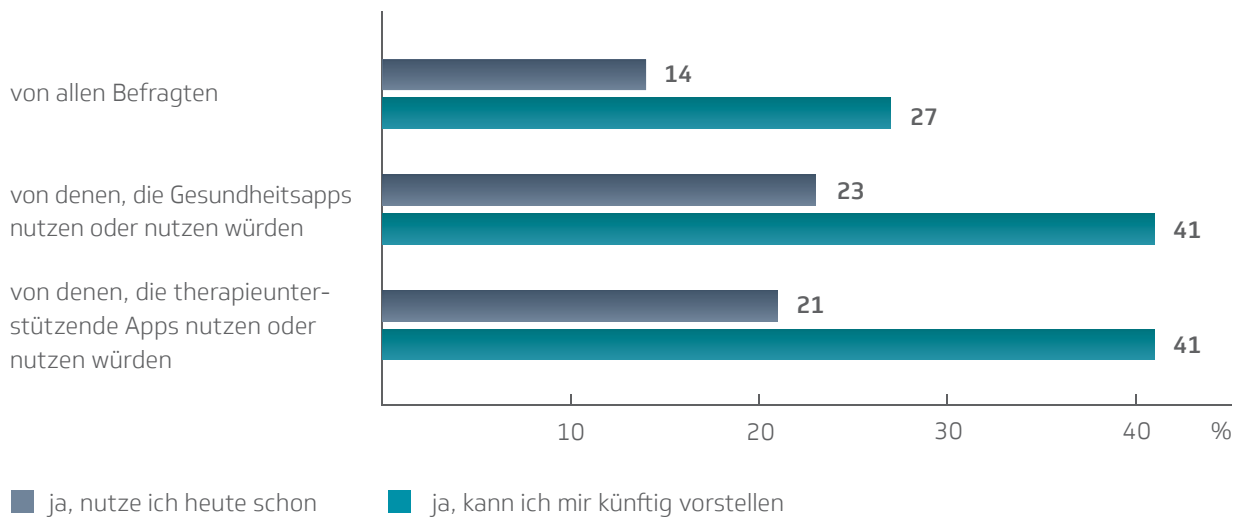


Abermals zeigt sich, dass es eine Gruppe von Menschen gibt, die generell Smart-Health-Themen gegenüber aufgeschlossener sind. So ist es beispielsweise von denen, die persönliche Gesundheitsdaten für medizinische Forschungszwecke zur Verfügung stellen würden, rund jeder Zweite (48 Prozent),

der ein solches Trackinggerät schon nutzt oder nutzen würde. Noch höher sind die Zustimmungswerte zu diesen Devices bei denen, die auch Gesundheitsapps befürworten oder nutzen. Von ihnen sind es mehr als 60 Prozent, die Fitnesstracker am Arm tragen oder sich dies immerhin vorstellen können.

Wer appt, der trackt auch eher

Mehr als die Hälfte der Appnutzer würde auch Fitnessarmbänder tragen.



Eigene Daten sammeln – morgen Dass es in zehn Jahren üblich sein wird, im Alltag oder beim Sport einen Fitness-tracker bei sich zu haben, um Bewegungs- oder Gesundheitsdaten zu erheben, erscheint der überwiegenden Mehrheit der Befragten realistisch. 86 Prozent halten dies für mindestens wahrscheinlich. 47 Prozent, also nahezu jeder Zweite, geht sogar fest davon aus, dass es so kommen wird. Nur vier Prozent können sich das ganz und gar nicht vorstellen.

Die Zukunftsvision einer Bevölkerung, die im Alltag ganz selbstverständlich Gesundheitsdaten über sich selbst sammelt, ist in allen Bevölkerungsgruppen in ähnlicher Verteilung vorhanden. Besonders überzeugt davon sind jene, die bereits heute solche Geräte nutzen. 76 Prozent von ihnen sind sicher, dass dies so kommt. Weitere 19 Prozent halten es für wahrscheinlich.

Doch wie stehen die Befragten nun zu einer solchen Entwicklung? Würden sie es begrüßen, wenn Fitnessarmbänder und ähnliche Geräte in zehn Jahren zum Alltag dazugehören? Die Antwort darauf fällt unterschiedlich aus und verteilt sich auf zwei annähernd gleich große Gruppen. 45 Prozent derer, die das Szenario eines verbreiteten Datentrackings für realistisch halten, sehen dies positiv. 51 Prozent dieser Gruppe halten es indes nicht für wünschenswert. Insgesamt sind es vier von zehn Befragten, die einer Verbreitung der Fitnessarmbänder etwas abgewinnen können. Nur jeder Dritte (32 Prozent) lehnt dies definitiv ab.

Fitness- und Vitaldaten zu tracken, wird in zehn Jahren alltäglich sein.

Am stärksten aufgeschlossen zeigen sich die Jüngeren. Bei den 18- bis 39-Jährigen gehört jeder Zweite zu den Befürwortern gesammelter Gesundheitsdaten. Ab 40 Jahren aufwärts ist es nur noch jeder Dritte. Und wieder sind es die Onlineaffinen, die sich eine weitere Verbreitung von Gesundheits- und Fitnesstrackern wünschen. Die höchste Zustimmungsrate aber bekommt die Zukunftsvision erneut von denen, die solche Geräte bereits benutzen. Offenbar haben sie zu weiten Teilen den Eindruck, von den Geräten zu profitieren, und glauben deshalb daran, dass diese sich durchsetzen werden. Drei Viertel von ihnen (75 Prozent) würden es begrüßen, wenn in zehn Jahren die Zahl derer, die ihre Fitness- und Gesundheitsdaten aufzeichnen und auswerten, deutlich angestiegen ist.

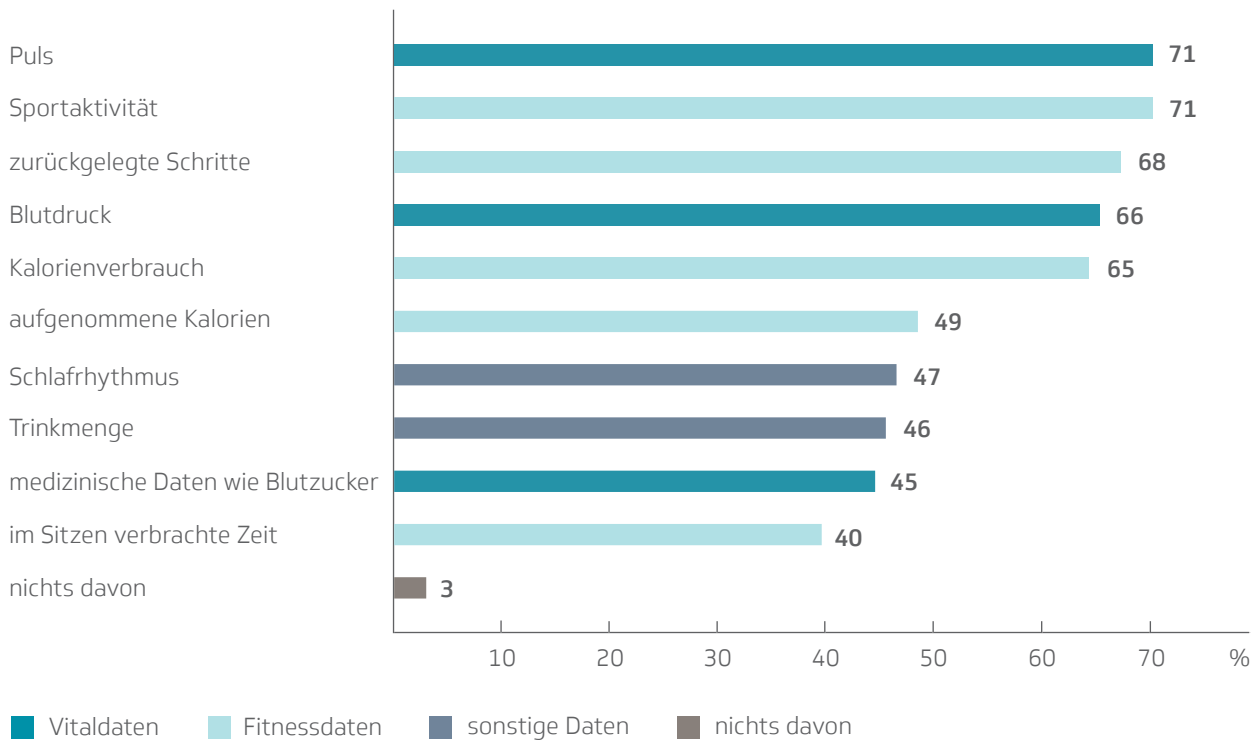
Diese Daten sollen es sein Bislang stand das prinzipielle Thema Aufzeichnen von Gesundheits- und Fitnessdaten im Fokus. Nun geht es in die Details. Wenn danach gefragt wird, welche Daten die Menschen gern aufzeichnen würden, dann ergibt sich ein klares Bild: Vor allem geht es darum, auf gesunde Weise sportlich aktiv zu sein. Auf den vorderen Plätzen befinden sich bei den Antworten folglich sowohl Bewegungs- als auch Kreislaufwerte.

Von denen, die Trackinggeräte nutzen oder nutzen würden, sind es 71 Prozent, die ihren Puls sowie ihre Sportaktivität messen oder messen würden. 68 Prozent geht es um das Zählen ihrer Schritte. Direkt dahinter liegen 66 Prozent der User, die ihren Blutdruck im Blick behalten wollen. Immerhin 65 Prozent möchten sich auch anzeigen lassen, was ihre Aktivität in Sachen Kalorienverbrauch gebracht hat. Und jeder Zweite stellt dagegen, wie viele Kalorien er aufgenommen hat.

Weitere Gesundheitsdaten zeichnet fast jeder Zweite schon auf oder könnte sich vorstellen, diese Daten zu erheben.

Vitaldaten sind im Kommen

Sport steht bereits hoch im Kurs. Welche Daten würden Sie aufzeichnen?



Dazu zählen die 47 Prozent, die sich für ihren Schlafrhythmus interessieren, 46 Prozent, denen es um die Trinkmenge geht, und 45 Prozent, die andere medizinische Daten wie den Blutzuckerspiegel im Blick behalten wollen. Immerhin noch 40 Prozent der User oder potenziellen User würden sich mit der Zeitdauer befassen, die sie im Sitzen verbracht haben.

Männer und Frauen unterscheiden sich hierbei insgesamt kaum. Lediglich das Thema Trinkmenge steht bei den Frauen mit 54 Prozent deutlich höher im Kurs als bei den Männern mit 38 Prozent. Der Kalorienverbrauch ist besonders bei den Jüngeren von Interesse. 83 Prozent der 18- bis 29-jährigen Nutzer oder potenziellen Nutzer von Fitnessarmbändern und ähnlichen Geräten will dokumentieren, wie viele Kalorien sie verbrauchen. Einen derart hohen Wert erreicht keine andere Altersgruppe. Im Vergleich dazu ist es bei den 40- bis 70-Jährigen nur noch etwas mehr als jeder Zweite, den dieses Thema interessiert. Das Topthema bei den älteren Befragten

ist dagegen der Blutdruck. 75 Prozent der 60- bis 70-Jährigen würden das Gerät nutzen, um diesen zu messen.

Der Blick auf die Nutzungsmöglichkeiten solcher Geräte steht außerdem in engem Zusammenhang mit dem eigenen Gesundheitszustand. Während die Gesunden die sportliche Aktivität in den Vordergrund stellen, kommen Gesundheits- oder Fitnessarmbänder bei den Kranken besonders für Blutdruckmessungen in Betracht. Bei ihnen sind es 73 Prozent, die diese Funktion nutzen würden.

Außerdem zeigt sich, dass die Befürworter von Gesundheitsapps auch bei technischen Gadgets wie dem Fitnessarmband oder der Smartwatch den Gesundheitsaspekt stärker im Blick haben. Mehr als jeden zweiten von ihnen interessieren Aspekte wie Schlafrhythmus, Trinkmenge oder Blutzucker.

5 Machen Daten gesund?

Daten für den guten Zweck: Forschung Doch was passiert mit den ganzen Daten, die individuell erhoben werden? Eine Möglichkeit wäre, persönliche Gesundheits- und Fitnessdaten für die medizinische Forschung zur Verfügung zu stellen. Die Daten müssten dann anonymisiert werden, damit keine Rückschlüsse auf den jeweiligen Datenlieferanten gezogen werden können. Unter diesen Voraussetzungen sind es 61 Prozent der Befragten, die zu einer solchen Bereitstellung von Daten bereit wären, weil die Forschung damit der Allgemeinheit helfen könnte. Dagegen sind es mit 38 Prozent deutlich weniger, die mit dieser Form der digitalen Solidarität wenig anfangen können, da sie befürchten, ihre Daten könnten auch für andere Zwecke verwendet werden.

Bereit zur anonymen Bereitstellung von Daten
Mehr als die Hälfte befürwortet digitale Solidarität.

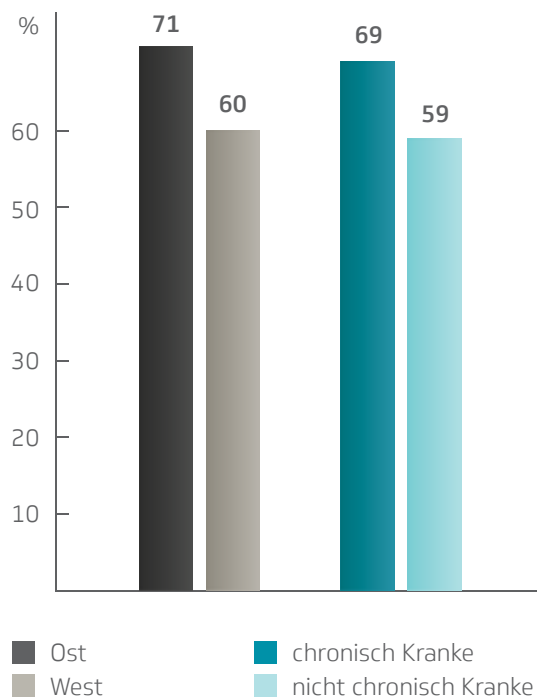


- Ich finde es gut, anonymisierte Daten zur Verfügung zu stellen, weil es der Forschung nutzt.
- Ich lehne das ab, weil ich befürchte, die Daten könnten für andere Zwecke verwendet werden.

Rundungsdifferenzen möglich

Wo die Solidarität am stärksten ist

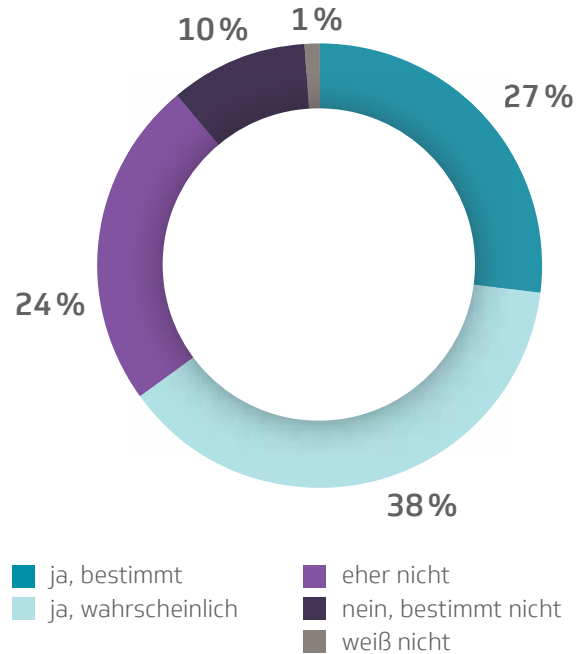
Ostdeutsche und chronisch Kranke befürworteten Datenbereitstellung. Pro anonymisierte Datenweitergabe zu Forschungszwecken:



Der Gedanke, anderen helfen zu können, indem eigene Daten anonym verarbeitet werden, ist besonders im Osten Deutschlands ausgeprägt. 71 Prozent der Ostdeutschen sehen dies positiv, während es im Westen mit 60 Prozent etwas weniger sind. Frauen und Männer nehmen eine ähnliche Haltung ein, und auch Alter, Bildungs- oder Einkommensgruppen sorgen nicht für signifikante Unterschiede.

Erfolgsfaktor Daten

Wird die Verknüpfung von Gesundheits- und Fitnessdaten in zehn Jahren große Fortschritte bringen?



Eine zustimmende Haltung findet sich besonders bei den chronisch kranken Menschen. Von ihnen sind es 69 Prozent, die einer anonymen Weitergabe persönlicher Gesundheitsdaten zu Forschungszwecken zustimmen würden. Bei denen, die nicht unter einer chronischen Krankheit leiden, sind es zehn Prozent weniger.

Von denjenigen, die Datenschutz für ein besonders wichtiges Thema halten, lehnen es vergleichsweise viele ab, Daten anonym zur Verfügung zu stellen: 42 Prozent dieser Gruppe sprechen sich gegen dieses Szenario aus. Doch auch hier lohnt der Perspektivwechsel: Selbst bei denen, die Datensicherheit als Thema sehr hoch ansiedeln, ist es mit 58 Prozent noch mehr als jeder Zweite, der seine Daten anonym zur Verfügung stellen würde.

Grund für Optimismus im Forschungsbereich bieten die Befragungsergebnisse allemal: Bei jenen, die Gesundheitsapps oder Fitnessarmbänder nutzen und auf diese Weise bereits angefangen haben, persönliche Daten zu erfassen, sind es mit 71 Prozent überdurchschnittlich viele, die sich vorstellen können, ihre Daten anonym dem Allgemeinwohl zur Verfügung zu stellen.

Mit Daten zum medizinischen Fortschritt Wenn nun ausreichend Menschen bereit sind, ihre Daten anonym zur Verfügung zu stellen, schließt sich die spannende Frage an, ob denn die Verknüpfung von Gesundheits- und Fitnessdaten künftig auch zu großen Fortschritten in der Forschung führen wird. Die Mehrheit der Befragten antwortet darauf mit Ja. 65 Prozent, also rund zwei Drittel, glauben daran, dass auf diese Weise in zehn Jahren gute Fortschritte in der Forschung erreicht sein werden. In dieser Einschätzung sind sich die Geschlechter sowie die verschiedenen Generationen einig. Eine etwas skeptischere Haltung nehmen die Befragten mit höherem Bildungsniveau ein. Bei jenen mit Abitur oder Studium sind es vier von zehn Befragten (41 Prozent), die den Optimismus eher nicht teilen wollen.

Konsequenterweise sind es besonders jene, die ihre Daten anonymisiert zur Verfügung stellen würden, die auch an den Fortschritt dadurch glauben: Von ihnen sind es rund 80 Prozent, die davon ausgehen, dass in zehn Jahren wichtige neue Erkenntnisse gewonnen sein werden. Auch die Nutzer sowie potenziellen Nutzer von Gesundheits- und Therapieapps oder Fitnessarmbändern weisen ähnlich hohe Werte auf. Rund drei Viertel von ihnen glauben an Forschungserfolge innerhalb der kommenden Dekade.

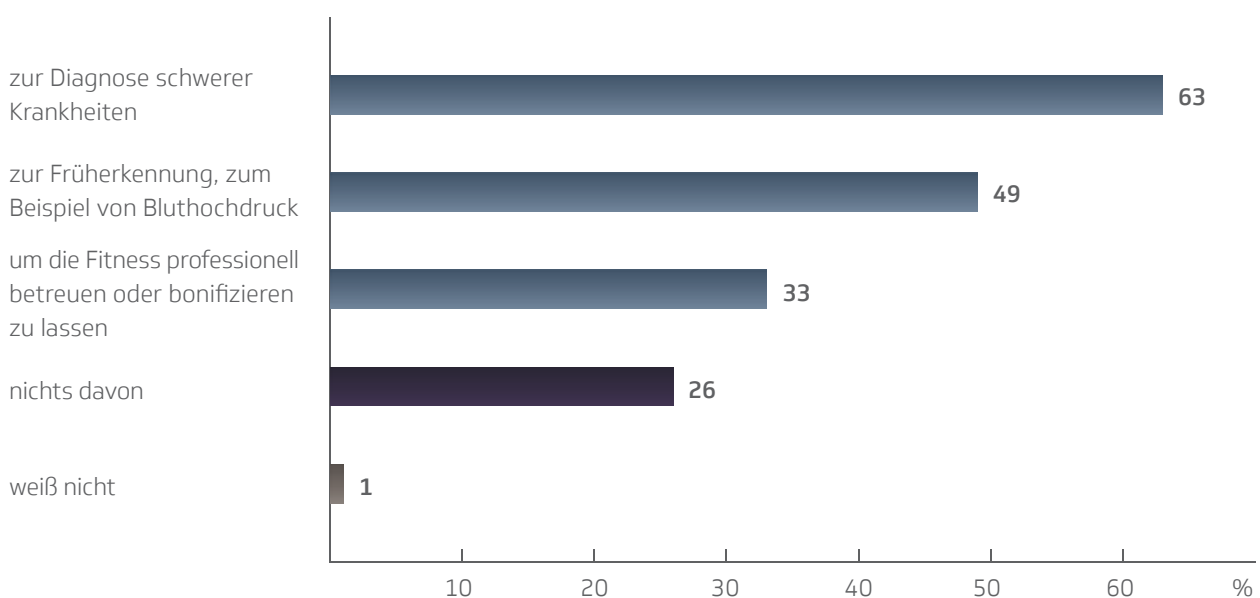
Daten für den guten Zweck: gesund bleiben Anonyme Daten zu analysieren, ist eine Chance, die sich aus den neuen digitalen Möglichkeiten ergibt. Zudem gäbe es auch die Variante, personenbezogene Gesundheits- und Fitnessdaten der eigenen Krankenkasse oder Krankenversicherung zur Verfügung zu stellen. Diese könnte anhand der Daten akute Gesundheitsgefährdungen ermitteln und frühzeitig auf die Notwendigkeit einer Abklärung oder Behandlung hinweisen. In diesem Zusammenhang zeigt die vorliegende Studie klar, dass eine Mehrheit zur Weitergabe ihrer Daten an die eigene Krankenkasse bereit wäre, wenn es um existenzielle Fragen

geht. So sind es 63 Prozent der Befragten, die es begrüßen würden, wenn ihre Gesundheits- und Fitnessdaten ausgewertet würden, um die Diagnose schwerer Krankheiten wie etwa Krebs zu erleichtern.

49 Prozent, also fast jeder Zweite, würde seine Daten der Krankenkasse zur Verfügung stellen, um Angebote zur Früherkennung wahrzunehmen. Dabei könnte es etwa darum gehen, Bluthochdruck rechtzeitig festzustellen und zu behandeln.

Die Chance auf Früherkennung

Dafür würden die Befragten ihre Gesundheitsdaten ihrer Krankenkasse zur Verfügung stellen:



Immerhin jeder Dritte (33 Prozent) kann sich vorstellen, Daten über die eigene sportliche Aktivität weiterzugeben, um dadurch beispielsweise einen Bonus zu bekommen oder die persönliche Fitness professionell von der eigenen Krankenkasse betreuen zu lassen. Nur jeder Vierte lehnt eine Datenweitergabe prinzipiell ab. Diese Haltung ist besonders im Westen Deutschlands verbreitet. 28 Prozent der dort lebenden Befragten wollen ihre Daten auch dann nicht weitergeben, wenn ihr Gesundheitszustand davon möglicherweise profitiert. Im Osten sind dies dagegen nur 17 Prozent.

Auffällig ist, dass die allgemeine Haltung der Befragten zum Datenschutz keinen signifikanten Unterschied macht, wenn es darum geht, persönliche Daten im Sinne einer optimierten Prävention an die Krankenkasse weiterzugeben.

Die größte Aufgeschlossenheit beim Thema Datenbereitstellung zur Diagnose schwerer Erkrankungen zeigt sich in der jüngeren Generation: Dort sind es knapp 80 Prozent, die bereit wären, für den Zweck einer besseren Gesundheit ihre Daten zu übermitteln.

Der Anreiz, eigene Fitnessdaten zu übermitteln, fällt erwartungsgemäß höher aus, wenn die Befragten auch sportlich aktiv sind. So sind es die Gesunden, die sich deutlich auskunftsfreudiger präsentieren. 37 Prozent von ihnen würden Details zu ihrer sportlichen Aktivität weitergeben. Diejenigen, die ihren Gesundheitszustand als eher schlecht bezeichnen, sind da zurückhaltender. Von ihnen sind es nur 18 Prozent. Entsprechend sind es auch diejenigen, die bereits Fitness-tracker nutzen, die diese Daten auch an ihre Krankenkasse weitergeben würden. Mehr als jeder Zweite von ihnen (54 Prozent) würde seine Sportdaten zur Verfügung stellen, um für die eigene Aktivität belohnt zu werden.

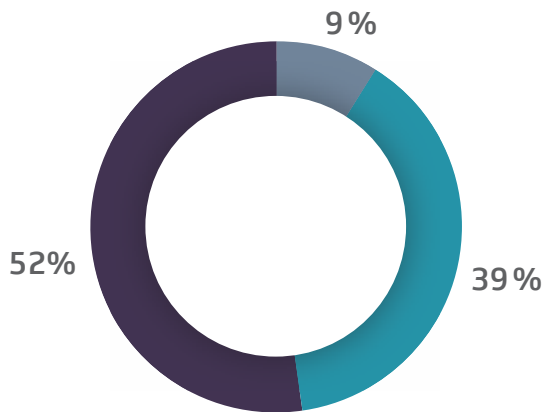
6 Arztbesuch online

Arztpraxis online – heute Smart Health ist aber nicht nur eine Sache von Daten. Gerade auch die Kommunikation ändert sich mit der digitalen Transformation. Dies fängt bei ganz simplen Vorgängen an wie etwa der Kontaktaufnahme mit der Hausarzt- oder Facharztpraxis per Mail oder Onlineformular und betrifft jeden einzelnen in seinem ganz persönlichen Verhalten. In dieser Hinsicht hat sich schon einiges verändert.

Aktuell ist es einer von zehn Befragten (9 Prozent), der bestimmte Dinge wie Terminvereinbarungen oder Rezeptwünsche mit der Hausarzt- oder Facharztpraxis online regelt. Weitere 39 Prozent tun dies zwar noch nicht, sind demgegenüber aber aufgeschlossen. Allerdings ist es mit 52 Prozent auch noch jeder Zweite, der angibt, für ihn sei die Onlineterminabsprache oder ähnliches nicht der geeignete Weg.

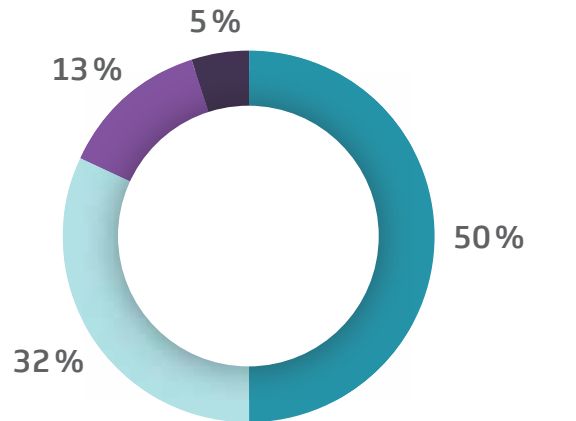
Kommunikation mit der Arztpraxis im Wandel

Regeln Sie bestimmte Dinge mit der Arztpraxis online?



- ja, heute schon
- ja, kann ich mir künftig vorstellen
- nein, kommt nicht infrage

Glauben Sie, dass Onlinekommunikation mit der Arztpraxis in zehn Jahren selbstverständlich sein wird?

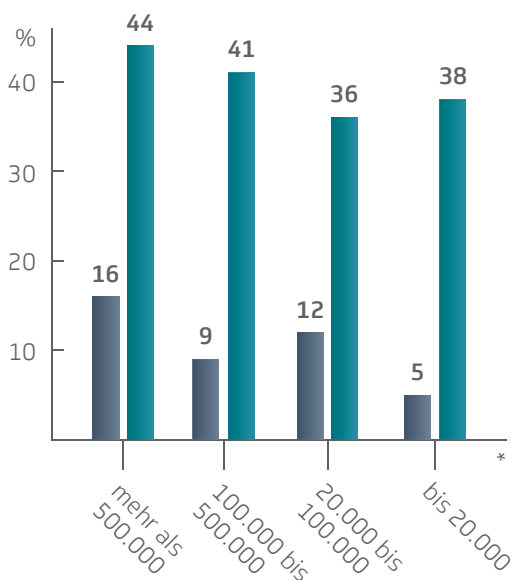


- ja, bestimmt
- ja, wahrscheinlich
- nein, eher nicht
- nein, bestimmt nicht

Hierbei zeigen sich kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder Altersgruppen. Eine deutlich größere Bereitschaft, bestimmte Angelegenheiten mit Arztpraxen online zu regeln, zeigt sich bei den Befragten mit höherem Bildungsniveau. Von denen mit Abitur oder Studium sind es bereits 61 Prozent, die Terminabsprachen oder ähnliches online abwickeln oder sich dies zumindest vorstellen können. Noch größer ist die Aufgeschlossenheit bei denen, die unter anderem auch Gesundheitsapps befürworten und damit zeigen, dass sie im digitalen Alltag angekommen sind: Von ihnen sind es 66 Prozent, die online mit Arztpraxen kommunizieren oder dies tun würden.

Metropolen sind Vorreiter

Großstädter vereinbaren ihre Termine heute schon gerne online.



- Ich regle heute schon Angelegenheiten mit Arztpraxen online.
- Onlinekommunikation mit der Arztpraxis kommt für mich künftig infrage.

* Einwohner

Überdies zeigt sich, dass der Wohnort hier eine Rolle spielt. In Großstädten ist die Onlinekommunikation zwischen Patient und Praxis schon ein wenig weiter fortgeschritten. Von den Befragten, die in Städten mit mehr als 500.000 Einwohnern leben, sind es 16 Prozent, die bereits online Arzttermine vereinbaren. In Städten mit weniger als 20.000 Einwohnern sind es dagegen lediglich fünf Prozent. Generell lässt sich festhalten, dass die Bereitschaft bei den Gesunden stärker ausgeprägt ist, sich online mit ihrer Arztpraxis in Verbindung zu setzen. 51 Prozent von ihnen geben an, dies bereits zu tun oder es sich vorstellen zu können. Von denen, die ihren Gesundheitszustand als schlechter bezeichnen, sagen 78 Prozent, für sie komme es nicht infrage, Termine oder ähnliche Angelegenheiten online zu vereinbaren.

Arztpraxis online – morgen Auch wenn sich die Onlinekommunikation mit der Arztpraxis heute noch nicht durchgesetzt hat, so geht doch eine große Mehrheit davon aus, dass Vorgänge wie Terminabsprachen oder Rezeptwünsche in zehn Jahren ganz selbstverständlich über das Internet abgewickelt werden. 50 Prozent der Befragten glauben fest an eine solche Entwicklung, weitere 32 Prozent halten sie für wahrscheinlich. Eine Minderheit von 13 Prozent ist nicht ganz überzeugt davon und nur fünf Prozent schließen das aus.

Diese Erwartung spiegelt sich in fast allen Gruppen in ähnlicher Verteilung wider. Allerdings lässt sich eine Kopplung zu anderen Smart-Health-Themen feststellen. Bei denen, die es ablehnen, Gesundheitsthemen im Internet zu recherchieren oder Gesundheitsapps zu nutzen, ist auch die Skepsis größer, dass künftig die Onlinekommunikation mit der Arztpraxis alltäglich wird. 20 Prozent dieser Befragten halten dies für äußerst unwahrscheinlich. Und auch anders herum bestätigt sich diese Beobachtung: Diejenigen, die heute schon online mit Praxen kommunizieren oder dies tun würden, sind am stärksten überzeugt, dass sich dies durchsetzen wird. Unter ihnen hält diese Entwicklung eine große Mehrheit von 93 Prozent für realistisch.

Wenn nun wieder die Frage gestellt wird, ob Erwartung und Wunschvorstellung übereinstimmen, dann zeigt sich, dass immerhin jeder Zweite (49 Prozent) es befürwortet, wenn in zehn Jahren Termin- oder Rezeptangelegenheiten mit der Arztpraxis ganz selbstverständlich über Onlinekanäle abgewickelt werden könnten. Eine gewisse Skepsis herrscht bei jenen mit einfachem Bildungsabschluss vor. 57 Prozent von ihnen stehen einer solchen Entwicklung ablehnend gegenüber. Eine Erklärung hierzu könnte sein, dass bei diesen Befragten die Ausstattung mit elektronischen Devices noch nicht so ausgeprägt ist wie bei anderen. Die Vision einer zunehmend digitalen Kommunikation könnte deshalb negativer bewertet werden.

Auch bei jenen mit schlechterem Gesundheitszustand lassen sich stärkere Vorbehalte finden. 72 Prozent von ihnen wünschen sich eine Zukunft, in der sie nicht online mit Arztpraxen kommunizieren müssen. Bei den Gesunden trifft dies dagegen nur auf 50 Prozent zu. Und schließlich sind es die generell Onlineaffinen, die sich überdurchschnittlich oft einer solchen Perspektive gegenüber positiv äußern: Fast zwei Drittel derer, die aufgeschlossen gegenüber Gesundheitsapps oder ähnlichen Themen sind, befürworten auch eine künftige Kommunikation über Onlinekanäle mit Arztpraxen.

Chat mit dem Arzt – heute Bei Terminabsprachen oder Rezeptanfragen handelt es sich mehr oder weniger um Formalitäten. Wie aber sieht es nun aus, wenn es um den Kontakt mit dem Arzt geht? Ist die unmittelbare Begegnung im Praxisraum ersetzbar? Statt eines persönlichen Arztbesuchs in der Praxis bieten manche Ärzte ihren Patienten auch heute schon an, sich bei generellen Gesundheitsfragen oder leichteren Beschwerden telefonisch, per Onlinechat oder E-Mail an sie zu wenden. Nicht ganz jeder zehnte Befragte (8 Prozent) hat schon einmal bei unkomplizierteren Fragen den Arzt per Telefon, Onlinechat oder E-Mail kontaktiert.

82 Prozent der Befragten glauben, dass Onlinekommunikation mit der Arztpraxis in zehn Jahren alltäglich ist.

Fast 30 Prozent haben dies noch nicht erlebt, können sich aber vorstellen, dies künftig zu tun. Zwei Drittel jedoch bevorzugen in jedem Fall das Gespräch unter vier Augen: 65 Prozent der Befragten sagen, dass es für sie keine Option ist, online mit ihrem Arzt in Kontakt zu treten.

Etwas größer ist die Bereitschaft bei den Männern, bei unkomplizierten Anfragen auf einen Besuch in der Arztpraxis zu verzichten und auf die Telefon- oder Onlinealternative auszuweichen. 31 Prozent von ihnen geben dies an. Bei den Frauen sind es hingegen nur 23 Prozent. Auffällig ist, dass die Haltung in dieser Frage zwischen den unterschiedlichen Altersgruppen nahezu identisch ist.

Auch die Digital Natives, also die junge Generation, die mit dem digitalen Wandel aufgewachsen ist, wissen mehrheitlich beim Arztbesuch die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht zu schätzen.

Wieder sind es jene mit höherem Bildungslevel, die einer Verlagerung der Kommunikation auf die Onlinekanäle gegenüber aufgeschlossener sind. Trotzdem aber ist es mit 57 Prozent auch bei jenen mit Abitur oder Studium noch mehr als die Hälfte, die aktuell auf den direkten Kontakt mit dem Arzt nicht verzichten will. Eine Ursache dafür könnte das Thema Datenschutz sein: 68 Prozent derer, die den Datenschutz als wichtig erachten, können sich etwas anderes als den direkten Kontakt mit dem Arzt nicht vorstellen. Bei denen, die das Thema in seiner Bedeutung nicht so hoch ansetzen, sind es 57 Prozent.

Außerdem lässt sich erneut die Gruppe derer identifizieren, die Smart-Health-Themen generell befürwortet. Von denen, die sich bereits per Internet, App oder technischem Gerät mit dem Thema Gesundheit über Onlinekanäle befassen, ist es jeder Zweite, der schon mal auf digitalem Weg mit dem Arzt kommuniziert hat oder es sich künftig vorstellen kann, auf diese Weise mit Ärzten zu kommunizieren. Gleiches gilt für jene, die bereits Nutzer oder potenzielle Nutzer von Onlinekommunikation mit Arztpraxen sind: Bei ihnen sind es 51 Prozent, die bei einfachen Fragen oder Themen nicht unbedingt in die Praxis kommen wollen.

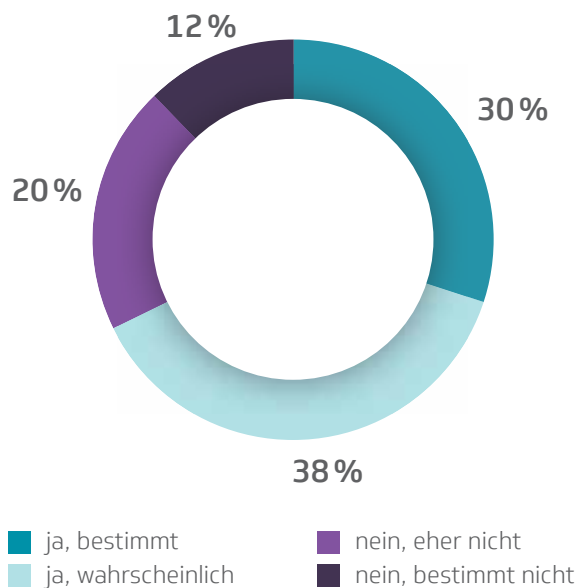
Chat mit dem Arzt – morgen Für 30 Prozent der Befragten ist es ausgemachte Sache, dass in zehn Jahren Ärzte nicht nur in der Praxis behandeln, sondern auch über Videotelefonie oder Onlinesprechstunde ihre Patienten versorgen. Weitere 38 Prozent halten dies für wahrscheinlich. 20 Prozent glauben eher nicht daran und 12 Prozent halten dieses Szenario für unrealistisch. Bei den Frauen ist die Überzeugung, dass es so

kommen wird, mit 72 Prozent gegenüber 64 Prozent bei den Männern etwas ausgeprägter. Und es glauben besonders jene daran, die auch heute schon mit dem Arzt über Onlinekanäle kommunizieren oder demgegenüber aufgeschlossen sind: Von ihnen sind es 83 Prozent, die davon ausgehen, dass Ärzte künftig nicht nur in ihrer Praxis, sondern auch virtuell für ihre Patienten zu sprechen sind.

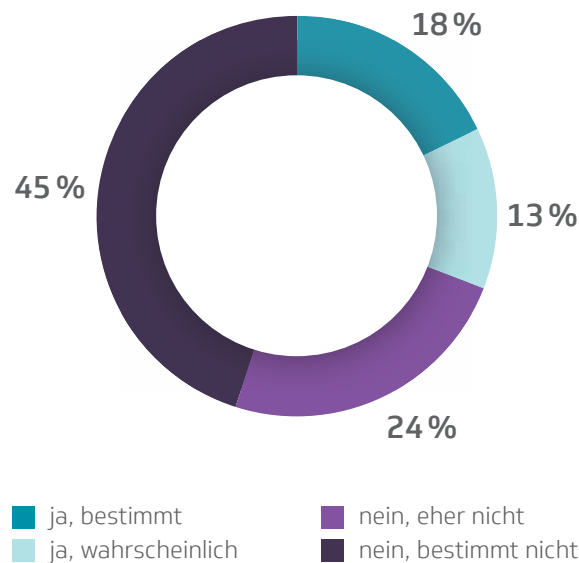
Zukunftsmusik: Onlinechat statt Sprechzimmer

Erwartet wird es – gewünscht eher nicht.

Werden Ärzte in zehn Jahren ihre Patienten auch regulär per Telefon, Onlinechat oder E-Mail versorgen?



Und wünschen Sie sich das?



Von denjenigen, die eine solche Entwicklung für wahrscheinlich halten, sind es allerdings nur 41 Prozent, die das auch als wünschenswert erachten. Bei der Betrachtung sämtlicher Befragten sind es nur rund 30 Prozent, die einen solchen Zukunftsentwurf begrüßen würden. 69 Prozent nehmen dagegen eine eher ablehnende Haltung ein. Ein deutlicher Unterschied in der Bewertung zeigt sich zwischen den Gesunden und den weniger Gesunden. Von den Gesunden sind 32 Prozent Befürworter – das ist rund jeder Dritte. Bei denen mit weniger gutem oder schlechtem Gesundheitszustand sind es hingegen nur 14 Prozent.

Stärker aufgeschlossen gegenüber einer Zukunft, in der die Onlinekommunikation mit dem Arzt dazugehört, sind diejenigen, die heute schon Internet oder Apps nutzen, um sich über Gesundheitsthemen zu informieren. Von ihnen wünscht sich knapp jeder Zweite, dass Ärzte in Zukunft auch online zu sprechen sind. Die höchste Zustimmung weisen wiederum jene auf, die bereits Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht haben oder demgegenüber besonders aufgeschlossen sind. Von ihnen würden knapp 70 Prozent eine weitere Entwicklung in diese Richtung begrüßen.

7 Der digitale Draht zur Krankenkasse

Dinge online regeln – heute Ein weiterer Kommunikationspartner in Fragen der Gesundheit ist neben dem Arzt auch die eigene Krankenkasse. Hier zeigt sich, dass der Online-Kanal zur eigenen Krankenkasse im Vergleich schon deutlich etablierter ist: 21 Prozent, also jeder Fünfte, hat schon einmal wichtige Angelegenheiten mit seiner Krankenkasse über das

Internet geregelt. Weitere 33 Prozent sagen, sie seien bereit, dies künftig zu tun. 46 Prozent, und damit etwas weniger als die Hälfte, können sich hingegen eher nicht vorstellen, auf digitalem Wege mit ihrer Krankenkasse in Kontakt zu treten.

Online schon heute der Kanal der Wahl

Mehr als die Hälfte will mit seiner Krankenkasse so in Kontakt treten.

Ich kommuniziere heute schon online ...

... mit meiner Krankenkasse

21

... mit meinem Arzt

8

Ich kann mir künftig Online-Kommunikation vorstellen ...

... mit meiner Krankenkasse

33

... mit meinem Arzt

27

10

20

30

%

Etwas größere Vorbehalte als ihre jüngeren Zeitgenossen haben die 60- bis 70-Jährigen. 54 Prozent von ihnen wollen Angelegenheiten rund um ihre Krankenkasse nicht auf Onlinekommunikationswegen abwickeln. Doch auch in dieser

Gruppe sind es 14 Prozent, die bereits online mit ihrer Krankenkasse kommuniziert haben, sowie weitere 31 Prozent, die für diese Möglichkeit offen sind.

Ähnlich wie bei den Onlineterminabsprachen mit Arztpraxen sind es auch hier wieder die höheren Bildungs- und Einkommensgruppen, die der Onlinekommunikation positiver gegenüberstehen. 27 Prozent derer mit Abitur oder Studium kommunizieren schon heute online mit ihrer Krankenkasse. Bei denen mit einfachem Schulabschluss sind es nur 16 Prozent. Weitere 41 Prozent der Abiturienten oder Hochschulabsolventen können sich dies künftig vorstellen. Bei der Vergleichsgruppe sind es lediglich 25 Prozent.

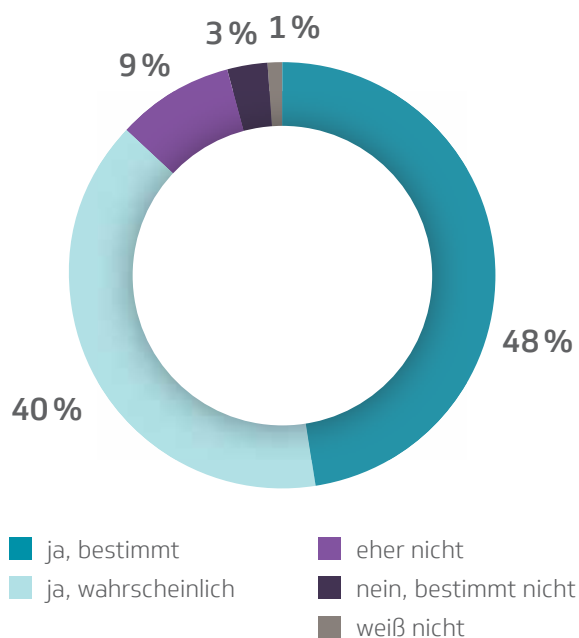
Ein deutlicher Unterschied besteht zwischen den Gesunden und den Kranken. Von den Gesunden ist es mehr als die Hälfte (56 Prozent), die Nutzer oder potenzieller Nutzer des Online-Kanals zur Kommunikation mit ihrer Krankenkasse ist, bei den Kranken dagegen nur 24 Prozent. Drei Viertel derer mit schlechtem Gesundheitszustand stehen damit einer Onlinekommunikation mit ihrer Krankenkasse skeptisch gegenüber.

Außerdem zeigt sich, dass wiederum diejenigen, die Smart-Health-Themen gegenüber offen sind, auch hier häufiger den Online-Kanal schon wählen oder künftig wählen würden. Die höchste Affinität zeigen jene, die auch die Onlinekommunikation mit ihrer Arztpraxis für sich entdeckt haben oder demgegenüber aufgeschlossen sind. Von ihnen sind es knapp 80 Prozent, für die es in Betracht kommt, auch mit ihrer Krankenkasse online zu kommunizieren.

Dinge online regeln – morgen Dass in Zukunft auch wichtige Angelegenheiten mit der eigenen Krankenkasse über das Internet geregelt werden, steht für die überwiegende Mehrheit der Befragten nicht in Zweifel. Jeder Zweite (48 Prozent) ist fest davon überzeugt, dass dies in zehn Jahren Realität sein wird. Insgesamt sind es 88 Prozent, die eine solche Entwicklung für wahrscheinlich halten. Dies gilt quer durch alle Bevölkerungsgruppen.

Der Kontakt zur Krankenkasse wird digital

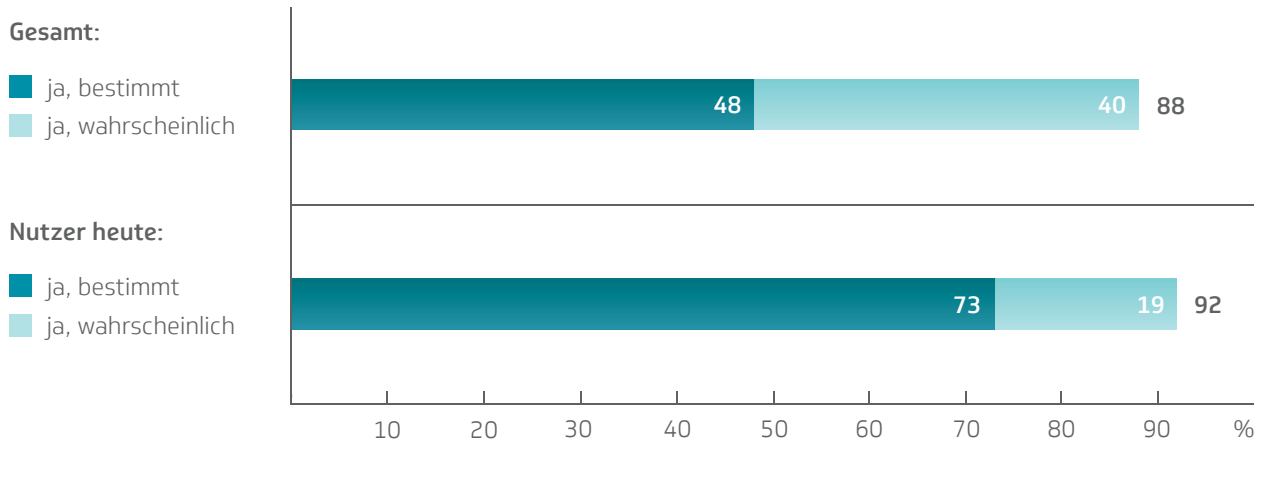
Die Mehrheit erwartet in zehn Jahren eine deutliche Zunahme der Onlinekommunikation.



Rundungsdifferenzen möglich

Wer's probiert hat, bleibt dabei

In zehn Jahren wird Onlinekommunikation mit der Krankenkasse alltäglich sein.



Einen etwas größeren Anteil von Skeptikern in dieser Hinsicht gibt es lediglich bei denen, die ihren Gesundheitszustand aktuell als weniger gut oder schlecht einschätzen. Bei ihnen ist es jeder Vierte, der diese Entwicklung für unwahrscheinlich hält. Auch zuvor war schon aufgefallen, dass in dieser Gruppe der Anteil derer vergleichsweise hoch ist, die eine Onlinekommunikation mit der Krankenkasse ablehnen.

Jene allerdings, die heute schon Erfahrungen damit gesammelt haben, über das Internet wichtige Angelegenheiten mit der eigenen Krankenkasse zu klären, gehen sogar zu 73 Prozent fest davon aus, dass dies in zehn Jahren vollkommen üblich sein wird.

Wird erneut zwischen Erwartung und Wunsch unterschieden, sagt immerhin mehr als jeder Zweite (52 Prozent), der davon ausgeht, dass dieses Szenario in zehn Jahren eingetroffen sein wird, er halte es auch für wünschenswert. Insgesamt finden es 46 Prozent der Befragten erstrebenswert, wenn in zehn Jahren der Online-Kanal ganz selbstverständlich bei Angelegenheiten mit der Krankenkasse genutzt wird. Die Männer liegen mit 32 Prozent, die dies eindeutig befürworten, vor den Frauen, bei denen diese Haltung nur 23 Prozent teilen.

Zwischen den Altersgruppen gibt es kaum Unterschiede. Erneut sind es aber diejenigen mit höherem Bildungsabschluss, denen an vermehrter Onlinekommunikation in Zukunft gelegen ist. 63 Prozent derer mit einfachem Schulabschluss wünschen sich, dass die Kommunikation mit der Krankenkasse auch in zehn Jahren noch analog möglich ist. Bei denen mit Abitur oder Hochschulabschluss sind es dagegen nur 40 Prozent.

Deutlich wird auch, dass es die Kranken sind, die eine zunehmende Verlagerung der Kommunikation mit der Krankenkasse in den Onlinebereich nicht nur für unwahrscheinlicher halten, sondern eine solche Entwicklung auch negativ bewerten. Nur rund zehn Prozent von ihnen können dem etwas abgewinnen.

Eine überdurchschnittlich hohe Zustimmung wiederum erfährt die Perspektive einer zunehmenden Onlinekommunikation mit der Krankenkasse bei denen, die heute schon Onlineangebote rund um die Gesundheit nutzen. Starke Befürworter sind jene, die heute bereits mit Ärzten oder Arztpraxen online kommunizieren oder sich dies gut vorstellen können. Hier sind es zwei Drittel, die besagte Entwicklung begrüßen würden. Fest steht schließlich auch, dass jene, die heute schon online mit ihrer Krankenkasse in Kontakt stehen, dies als positiv wahrnehmen: 80 Prozent von ihnen wünschen sich, dass das, was sie jetzt schon tun, in zehn Jahren allgemein üblich sein wird. Für die Krankenkasse im Allgemeinen bedeutet dies wiederum, dass es heute schon ein Muss für sie ist, Möglichkeiten zur Onlinekommunikation anzubieten.

8 Alle Daten immer verfügbar

Direkter Datenzugriff von überall Heute existiert ein einziger Patient im Grunde mehrfach. Bei allen Ärzten, von denen er sich in der Vergangenheit hat behandeln lassen, gibt es Aufzeichnungen über ihn. Wenn nun ein Arzt zum anderen überweist, kommen die Arztbriefe ins Spiel. Auf diese Weise geben Ärzte untereinander wichtige Informationen für die folgende Behandlung weiter. Zusätzlich liegen Daten bei der eigenen Krankenkasse.

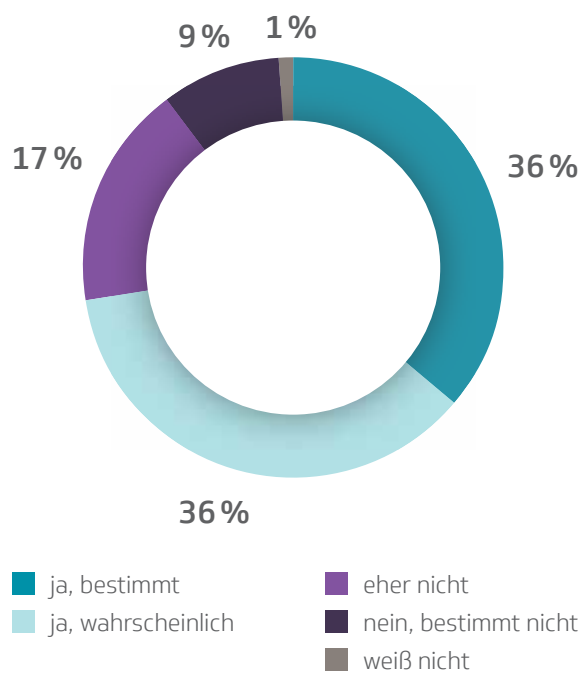
72 Prozent der Befragten dieser Studie gehen davon aus, dass in zehn Jahren eine einheitliche und für alle transparente Lösung im Umgang mit persönlichen Gesundheitsdaten existiert. 36 Prozent, also gut ein Drittel, sind sich dessen sogar vollkommen sicher. Bei den Frauen sind es 76 Prozent, die davon ausgehen, dass individuelle Gesundheitsdaten in zehn Jahren für alle Behandelnden – vom Arzt über den Apotheker oder Therapeuten bis zum Krankenhaus – verfügbar sein werden, bei den Männern vertreten mit 69 Prozent etwas weniger diese Ansicht. Ansonsten ergibt sich bei dieser Frage ein einheitliches Bild, sowohl in den unterschiedlichen Altersgruppen, den Einkommensgruppen als auch bei Gesunden und Kranken (vgl. Grafik rechts).

Mit 43 Prozent ist es fast jeder Zweite der Befragten, der Vorteile darin sieht, wenn seine individuellen Gesundheitsdaten von allen Behandelnden gleichermaßen eingesehen werden können. Obwohl es mehr Frauen als Männer sind, die dieses Szenario für wahrscheinlich halten, ist unter den Männern der Anteil derer, die dies begrüßen würden, deutlich höher als bei den Frauen. 47 Prozent der Männer unterstützen die Idee, dass mit ihrer Genehmigung künftig alle Ärzte oder Therapeuten die gleiche Datengrundlage für die Behandlung haben. Bei den Frauen teilen 38 Prozent diese Ansicht.

Mehrheit überzeugt:

Die transparente Lösung kommt

In zehn Jahren können alle behandelnden Personen auf wichtige Gesundheitsdaten zugreifen.



Rundungsdifferenzen möglich

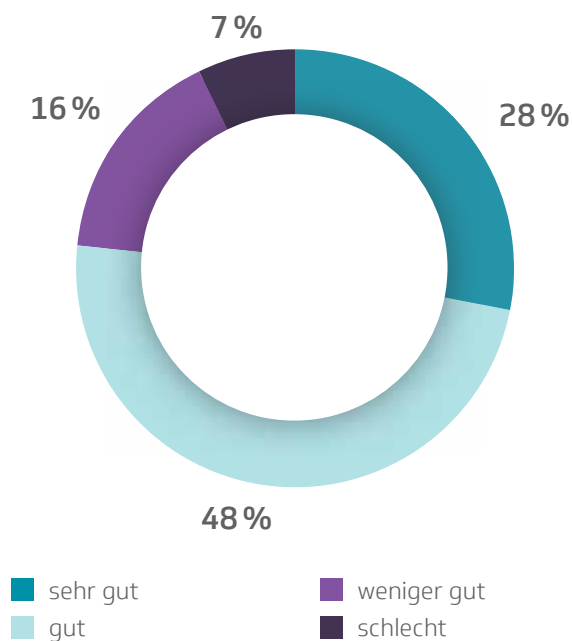
Während die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe sich nicht signifikant auswirkt, so zeigt sich aber, dass Datenschutzüberlegungen unbedingt eine Rolle spielen. Von denen, die den Datenschutz ganz oben auf der Agenda haben, würden 39 Prozent es begrüßen, wenn individuelle Gesundheitsdaten generell verfügbar sind, um eine ganzheitliche Versorgung zu garantieren. Von denen, die den Datenschutz als Thema weniger wichtig finden, sind es dagegen 50 Prozent.

Ja zur elektronischen Gesundheitsakte Ein konkretes Modell, um Gesundheitsdaten zentral zu verwalten und für alle relevanten Personen verfügbar zu machen, ist die sogenannte elektronische Gesundheitsakte, abgekürzt: eGA. Sie ist ein zentraler Eckpfeiler von Smart-Health-Konzepten. Dabei handelt es sich um eine Art digitalen Aktenordner für jeden Patienten, in dem alle Aufzeichnungen, Daten und Dokumente von Ärzten und anderen Leistungserbringern abgelegt werden können. Die Zukunftsvision eGA sieht so aus, dass sämtliche Daten von überall und von allen behandelnden Ärzten, Therapeuten und Krankenhäusern eingesehen werden können, wenn dies vom Patienten ausdrücklich genehmigt wird. Auf diese Weise ist eine ganzheitliche Bewertung von Krankheitsbildern und somit eine bessere Versorgung des Patienten möglich. Jeder behandelnde Arzt, Therapeut und auch der Patient selbst kann sehen, welche Diagnostik oder Therapie bereits durchgeführt wurde. Im Ergebnis lassen sich so beispielsweise Doppeluntersuchungen oder Medikamentenunverträglichkeiten vermeiden oder Prognosen über die gesundheitliche Entwicklung eines Patienten machen, sofern er dies wünscht.

Direkt danach befragt, wie sie eine elektronische Gesundheitsakte bewerten, äußert sich die überwiegende Mehrheit der Befragten positiv. 76 Prozent finden die Idee einer eGA sehr gut oder gut. 16 Prozent begegnen ihr skeptisch und nur 7 Prozent bewerten sie mit schlecht. Das gilt quer durch die Bevölkerung ohne größere Abweichungen. Auch unter denen, die das Thema Datensicherheit als wichtig erachten, sind es mit 74 Prozent drei Viertel der Befragten, die eine eGA befürworten.

Große Zustimmung zur elektronischen Gesundheitsakte (eGA)

Große Mehrheit findet die Idee des digitalen Aktenordners gut.



Rundungsdifferenzen möglich

Sehr deutlich ist auch an dieser Stelle die prinzipielle Smart-Health-Affinität zu beobachten: Wer Onlinegesundheits-themen oder Gesundheitsapps gegenüber aufgeschlossen ist, zeigt überdurchschnittlich oft hohe Zustimmungswerte zur eGA. In dieser Gruppe sind es durchgängig mehr als 80 Prozent, die eine eGA begrüßen. Bei jenen, die heute schon Geräte wie Fitnessarmbänder oder ähnliches nutzen, sind es sogar annähernd 90 Prozent.

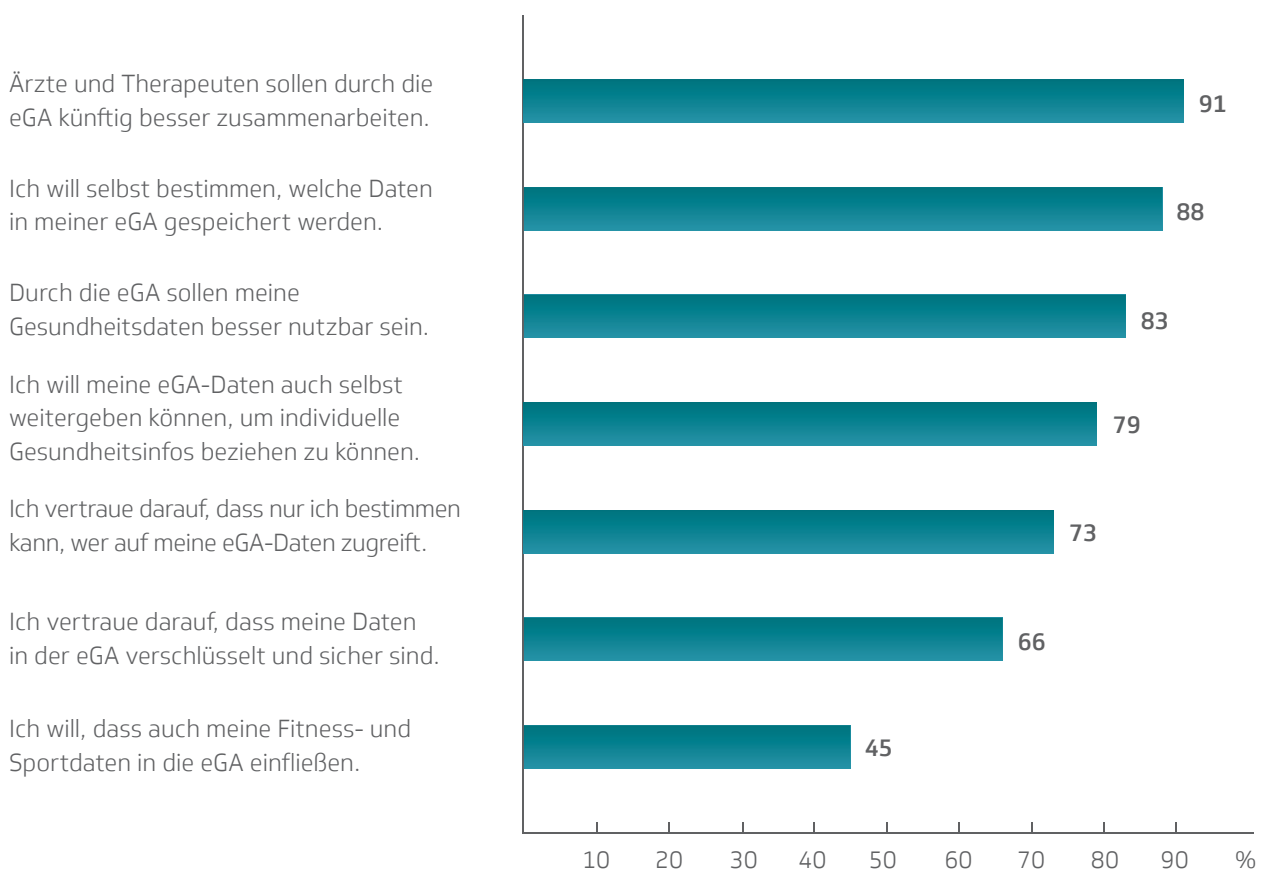
9 Erwartungen an eine elektronische Gesundheitsakte

Verbesserte medizinische Zusammenarbeit Generell gibt es also eine große Zustimmung zur elektronischen Gesundheitsakte. Doch wie sieht es mit den Details aus? Was erhoffen sich die Menschen konkret von ihr und wie steht es um ihr Vertrauen in die Datensicherheit?

Mit dem Thema eGA verbindet die große Mehrheit vor allem eines: die Hoffnung auf eine bessere Zusammenarbeit zwischen den behandelnden Ärzten und Therapeuten. 91 Prozent der Befragten wünschen sich diesen Effekt von der Einführung einer eGA.

Bessere Zusammenarbeit gewünscht

Klare Erwartungen an die elektronische Gesundheitsakte (eGA):



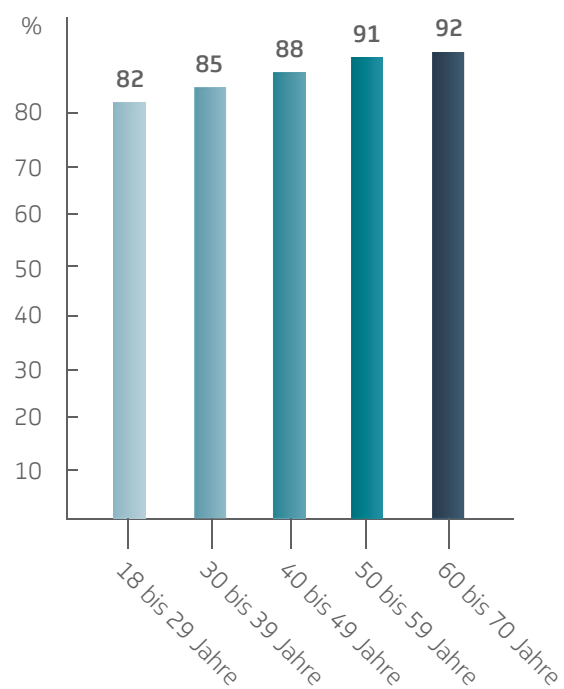
In eine ähnliche Richtung geht eine weitere Erwartung an die eGA. Eine ebenfalls sehr große Gruppe von 79 Prozent der Befragten erhofft sich von der eGA, dass all ihre Gesundheitsdaten in der Akte beisammen und deshalb besser nutzbar sind. Die eGA soll also auf zwei Ebenen Verbesserungen bringen: zum einen im Hinblick auf die Nutzbarkeit der Daten, zum anderen im Hinblick auf die Kommunikation zwischen Ärzten und Therapeuten.

Selbst bestimmen wollen Ein wichtiger Aspekt beim Thema elektronische Gesundheitsakte ist die Frage, wer darüber bestimmt, welche Daten in der eGA gespeichert werden. Hier findet sich bei den Befragten eine klare Mehrheit von 88 Prozent, die sich wünscht, dass sie selbst darüber bestimmen kann, welche Daten genau in ihrer eGA abgelegt werden.

An dieser Stelle zeigt sich ein Unterschied zwischen den Generationen. Besonders die älteren Befragten zwischen 50 und 70 Jahren legen zu mehr als 90 Prozent großen Wert darauf, hier selbst bestimmen zu können. Bei den 18- bis 29-Jährigen ist es mit 82 Prozent zwar immer noch die deutliche Mehrheit, aber weniger als in den anderen Altersgruppen.

Patienten wollen selbst entscheiden

Die große Mehrheit möchte selbst bestimmen, welche Daten in ihrer elektronischen Gesundheitsakte gespeichert werden.



Außerdem lässt sich feststellen, dass es vor allem die Gesunden sind, die über ihre Daten selbst bestimmen wollen: 89 Prozent von ihnen legen darauf Wert. Bei denen, die ihren Zustand als weniger gut oder schlecht bewerten, sind es dagegen nur 75 Prozent.

Ebenfalls ein Recht auf Selbstbestimmung bei der eGA wünschen sich 79 Prozent der Befragten, wenn es darum geht, die gespeicherten Daten auch selbst weitergeben zu dürfen. Dies würden sie tun, um individuelle Gesundheitsinformationen oder gesundheitliche Risikoeinschätzungen zu bekommen. Der Wunsch, als mündiger Patient für seine Gesundheit selbst Verantwortung zu übernehmen und unabhängig von Ärzten aktiv zu werden, zieht sich quer durch alle Alters- und Bildungsgruppen. Überdurchschnittlich oft taucht er bei all jenen auf, die ohnehin eine Affinität zeigen, ihre Daten auch selbst zu erfassen oder sie anonymisiert zu Forschungszwecken zur Verfügung zu stellen. Bei denen, die das Internet oder soziale Netzwerke zur Gesundheitsrecherche sowie Gesundheitsapps nutzen, sind es sogar 90 Prozent, die ihre eGA-Daten selbstbestimmt weitergeben wollen würden.

Fast jeder Zweite (45 Prozent) wäre bereit, zusätzlich seine Fitness- und Sportdaten in die eGA einfließen zu lassen, um die Gesamtheit der Daten noch besser nutzbar zu machen. Verbreitet ist dieser Wunsch besonders bei den jüngeren sowie bei den älteren Befragten. Bei den 18- bis 29-Jährigen sind es 54 Prozent und bei den 60- bis 70-Jährigen 55 Prozent, die ihre Fitness- und Gesundheitsdaten auch in ihrer eGA abgebildet sehen wollen. In den

Jahrgängen dazwischen sind es nur um die 40 Prozent. Ob es bei den Jüngeren vor allem die Fitnessdaten und bei den Älteren die Gesundheitsdaten sind, die für sie aufgenommen werden sollen, lässt sich an dieser Stelle nur vermuten.

Vertrauen ist da, aber Selbstbestimmung ist wichtig.

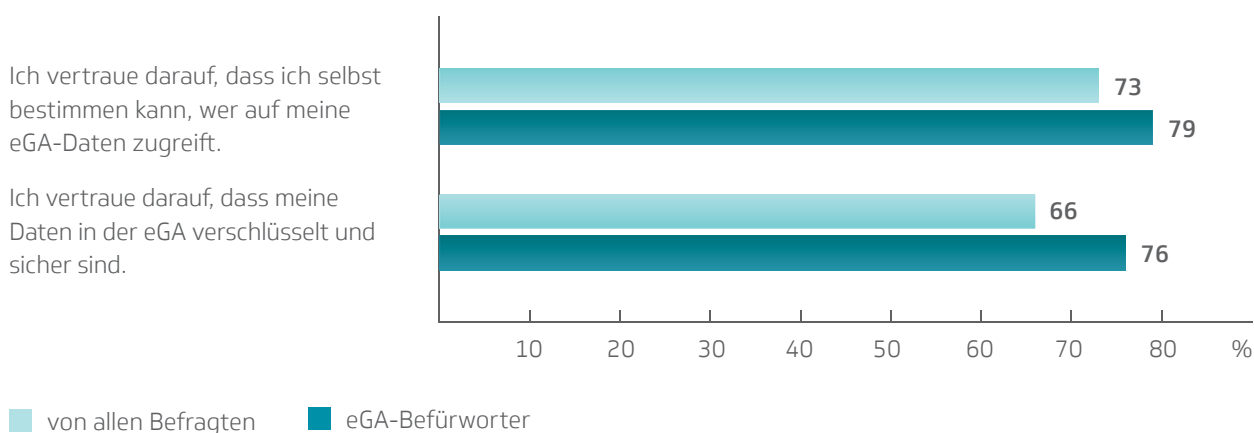
Prinzipiell zurückhaltender in dieser Hinsicht sind die höher Gebildeten. Nur 36 Prozent derer mit Abitur oder Studium finden, dass die Fitnessdaten in die eGA

gehören. Bei denen mit einfachem Schulabschluss liegt der Anteil dagegen bei 56 Prozent. Außerdem sind es wieder jene, die sich online oder mobil über Gesundheitsthemen informieren, die etwas häufiger als der Durchschnitt bereit sind, die eigenen Fitnessdaten in die eGA einzubringen. Von ihnen sind es 54 Prozent.

Vom Vertrauen in Datensicherheit Schließlich steht noch das wichtige Thema Vertrauen im Raum. Dass dies direkt oder indirekt beim Thema Smart Health mitschwingt, zeigt sich an zahlreichen Stellen dieser Studie. Insbesondere das Vertrauen in die Institutionen und Unternehmen, denen die eigenen Daten zur Verfügung gestellt werden, spielt eine große Rolle.

Vertrauen in die elektronische Gesundheitsakte (eGA) ist da

Die Mehrheit fühlt sich auf der sicheren Seite.



Im Zusammenhang mit der elektronischen Gesundheitsakte ist dieses Vertrauen bei der Mehrheit vorhanden. Zwei Drittel der Befragten (66 Prozent) vertrauen darauf, dass ihre Daten in einer eGA sicher gespeichert und verschlüsselt wären. 51 Prozent sind voll und ganz davon überzeugt, weitere 15 Prozent stimmen dem eher zu. Deziert kein Vertrauen haben nur 15 Prozent der Befragten. Noch größer als beim Thema Datensicherheit ist das Vertrauen, wenn es darum geht, ob jeder selbst bestimmen kann, wer auf die eigenen Daten zugreifen darf. 73 Prozent der Befragten sagen, sie vertrauen darauf, dass sie gefragt werden, bevor jemand Akteneinsicht erhält.

Die Vertrauensfrage wird in allen Altersgruppen ähnlich beantwortet. Etwas skeptischer sind diejenigen mit höherem Abschluss. Doch auch dort ist es mit 56 Prozent noch mehr als jeder Zweite, der auf die sichere Speicherung von eGA-Daten vertraut. 62 Prozent von ihnen gehen außerdem davon aus, dass sie sich darauf verlassen können, dass nur sie darüber bestimmen würden, wer ihre Daten anschauen darf.

Bei den Befragten mit einfachem Schulabschluss sind dies dagegen 81 Prozent. 74 Prozent von ihnen, also rund drei Viertel, vertrauen außerdem auf die sichere Verschlüsselung ihrer eGA-Daten.

Die grundsätzliche Einstellung gegenüber der eGA und das Vertrauen in die Datensicherheit hängen eng zusammen. Von denen, die eine eGA generell befürworten, sind es 76 Prozent, die auch auf eine sichere Speicherung der Daten vertrauen, sowie 79 Prozent, die an die Selbstbestimmung glauben bei der Frage, wer die Daten einsehen darf. Bei den eGA-Skeptikern sind es 54 Prozent, die das Vertrauen haben, dass nur sie entscheiden, wer auf ihre Daten zugreift. Außerdem sind es bei ihnen nur 33 Prozent, die eine sichere Verschlüsselung annehmen. Auf dem Weg zur elektronischen Gesundheitsakte geht es also nicht nur darum, für den Patienten den größtmöglichen Nutzen einer Verwaltung seiner Gesundheitsdaten herauszuholen. Auch die Themen Sicherheit und Vertrauen der Patienten müssen im Fokus stehen.

10 Fazit und Ausblick in die digitale Zukunft

Das Vertrauen der Patienten ist nicht nur in Zusammenhang mit der elektronischen Gesundheitsakte von großer Bedeutung. Vertrauen ist ein Schlüsselbegriff für das gesamte Thema Smart Health. Die vorliegende Studie hat gezeigt, dass bei den Befragten kaum Zweifel daran bestehen, dass die Zukunft im Gesundheitswesen auch digital ist. Die überwiegende Mehrheit geht fest von einer weiteren Digitalisierung aus. Gleichzeitig bestehen aber auch Vorbehalte gegenüber den Neuerungen, die Smart Health mit sich bringen wird. Je nach Bereich fallen diese mal mehr und mal weniger stark aus.

Begründet sind diese unter anderem mit der Sorge um einen nicht ausreichenden Datenschutz. Hier sind die Akteure des Gesundheitssystems gefordert, den Datenschutz weiterhin sehr ernst zu nehmen und noch deutlicher zu kommunizieren, was alles getan wird, um Datenschutz zu gewährleisten.

Nicht außer Acht gelassen werden darf außerdem, dass die technischen Voraussetzungen für die digitale Zukunft noch nicht in allen Teilen der Gesellschaft gleichermaßen vorhanden sind. Immer wieder hat diese Befragung gezeigt, dass die Skepsis gegenüber dem digitalen Wandel im Gesundheitssystem besonders bei jenen ausgeprägt ist, die ein einfacheres Bildungsniveau haben und über ein geringes Einkommen verfügen. Ebenfalls in der Tendenz etwas ablehnender zeigen sich zudem ältere Menschen. Diese Gruppen sind es aber

auch, denen es an technischer Ausstattung fehlt. Smartphones, Tablets oder Notebooks sind in diesen Teilen der Bevölkerung im Vergleich unterrepräsentiert. Dass einer weiteren Digitalisierung mit Zweifeln begegnet wird, darf daher nicht verwundern. Eine Voraussetzung für SmartHealth ist also, dass alle Menschen eine Zugangsmöglichkeit zu einer entsprechenden elektronischen Infrastruktur haben. Zudem ist es wichtig, auch für jene Patienten Angebote vorzuhalten, die nicht digital kommunizieren können oder wollen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist das Thema Selbstbestimmung. An verschiedenen Stellen dieser Befragung ist deutlich geworden, dass die Menschen als mündige Patienten auftreten und selbst bestimmen wollen, welche Daten erhoben werden, wer diese einsehen darf und zu welchem Zweck sie ausgewertet werden.

Dies wiederum führt zu einer der zentralen Erkenntnisse dieser Studie: Wenn der Nutzen erkennbar ist, klappt es auch mit der Zustimmung. Je konkreter ein Angebot im Bereich Smart Health beschrieben wird und je klarer dadurch die Verbesserung bestehender Verhältnisse zum Vorschein kommt, desto eher bewerten die Menschen solch ein Angebot positiv.

Genau hier müssen also diejenigen, die die Chancen der Digitalisierung für das Gesundheitswesen nutzen wollen, den Menschen Antworten geben und konsensfähige Lösungen für einen sicheren und nutzenstiftenden Umgang mit Gesundheitsdaten präsentieren.

11 Anhang

Untersuchungszeitraum: 25. April bis 13. Mai 2016
 Grundgesamtheit: in Privathaushalten lebende deutschsprachige Personen von 18 bis 70 Jahren
 Auswahlverfahren: systematische Zufallsauswahl (mehrstufige, geschichtete Stichprobe)
 Stichprobengröße: 1.001 Befragte
 Erhebungsmethode: computergestützte Telefoninterviews (CATI) anhand eines strukturierten Fragebogens

Grundlage der Studie sind Ergebnisse einer Befragung, durchgeführt von der forsa Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen im Auftrag der Techniker Krankenkasse.

Die folgende Tabelle enthält die konkret gestellten Fragen zu den verschiedenen grafisch aufbereiteten Themen.

Seite	Grafik	Fragestellung
4	Das Smartphone ist die Nummer eins	Ich nenne Ihnen zunächst einige elektronische Geräte. Bitte sagen Sie mir jeweils, ob Sie selbst ein solches Gerät privat nutzen oder nicht: Smartphone, Notebook oder Laptop, stationärer PC, Tablet, konventionelles Handy, Smartwatch, nichts davon.
5	Je jünger, desto Smartphone	
6	So wichtig ist Datenschutz	Einmal insgesamt gesehen: Für wie wichtig halten Sie das Thema ‚Datenschutz und Datensicherheit‘: Für sehr wichtig – wichtig – weniger wichtig – oder unwichtig?
7	Erstmal googeln ...	Jetzt konkret zum Thema ‚Gesundheit‘: Wenn Sie sich zu einem Gesundheitsthema informieren wollen: Nutzen Sie dazu dann das Internet – oder können Sie sich vorstellen, es zukünftig dafür zu nutzen – oder käme das für Sie gar nicht infrage? ja, nutze ich; ja, kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt gar nicht in Frage
8	Die Zukunft liegt im Netz	Stellen Sie sich jetzt bitte einmal Deutschland in zehn Jahren vor. Glauben Sie, dass es dann allgemein üblich sein wird, sich zu Gesundheitsthemen im Internet zu informieren: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht?
8	Zurückhaltung bei Älteren und Kranken	Und wünschen Sie sich das? (dass es dann allgemein üblich sein wird, sich zu Gesundheitsthemen im Internet zu informieren) ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht

Seite	Grafik	Fragestellung
9	Facebook und Co. sind es eher nicht	Im Internet gibt es ja sogenannte soziale Netzwerke, wie z.B. Facebook, Twitter oder XING, über die man sich mit anderen austauschen kann bzw. Inhalte und Kommentare einstellen oder anschauen kann. Nutzen Sie solche sozialen Netzwerke im Internet, um sich zu einem Gesundheitsthema zu informieren – oder können Sie sich vorstellen, das zukünftig zu tun – oder käme das für Sie gar nicht infrage? ja, nutze ich; ja, kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt gar nicht in Frage
11	Skepsis beim Blick auf morgen	Und wenn Sie jetzt wieder an Deutschland in zehn Jahren denken: Glauben Sie, dass es dann allgemein üblich sein wird, sich in sozialen Netzwerken im Internet über Gesundheitsthemen auszutauschen: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht? Und wünschen Sie sich das? (dass es dann allgemein üblich sein wird, sich in sozialen Netzwerken im Internet über Gesundheitsthemen auszutauschen) ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht
12	Per App geht´s auch	Nun zu sogenannten Gesundheitsapps. Dies sind Anwendungen für Smartphone oder Tablet, die z.B. an die Medikamenteneinnahme erinnern oder die Erfassung von Krankheitssymptomen in einer Art Tagebuch ermöglichen. Nutzen Sie zur Unterstützung Ihrer Gesundheit eine solche Gesundheitsapp auf Ihrem Smartphone oder Tablet – oder können Sie sich vorstellen, das zukünftig zu tun – oder käme das für Sie gar nicht infrage? ja, nutze ich; ja, kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt gar nicht in Frage
13	Immer mehr per App	Und wünschen Sie sich das? (dass dann Gesundheitsapps beim Umgang der eigenen Gesundheit eine deutlich größere Rolle spielen werden als heute) ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht
14	Wandert die Gesundheit in Zukunft in die digitale Sphäre?	Stellen Sie sich jetzt bitte einmal Deutschland in zehn Jahren vor. Glauben Sie, dass es dann allgemein üblich sein wird, sich zu Gesundheitsthemen im Internet zu informieren? ... es dann allgemein üblich sein wird, sich in sozialen Netzwerken im Internet über Gesundheitsthemen auszutauschen? ... dann Gesundheitsapps beim Umgang mit der eigenen Gesundheit eine deutlich größere Rolle spielen werden als heute? ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht
15	Eine App als Teil der Therapie	Wurde bei Ihnen zur Unterstützung einer gesundheitlichen Therapie schon einmal eine Webseite oder App eingesetzt, also z.B. ein internetgestütztes Training oder zur Erinnerung an Medikamente, Untersuchungen oder Impfungen – oder können Sie sich vorstellen, dass das bei Ihnen zukünftig therapieunterstützend eingesetzt wird – oder käme das für Sie gar nicht infrage? ja, wurde bei mir schon einmal eingesetzt; ja, kann mir vorstellen, dass das zukünftig bei mir therapieunterstützend eingesetzt wird; nein, kommt gar nicht infrage
16	Eine App kommt selten allein	

Seite	Grafik	Fragestellung
17	Apps bestehen Praxistest	Und wünschen Sie sich das? (dass dann Gesundheitsapps deutlich häufiger von Ärzten zur Diagnostik und Therapie eingesetzt werden) ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht
18	Die eigene Fitness messen	Es gibt ja mittlerweile verschiedene technische Geräte, die man direkt am Körper trägt, um im Alltag oder beim Sport eigene Bewegungs- oder Gesundheitsdaten aufzuzeichnen. Das kann z.B. ein Fitnessarmband sein, eine Smartwatch (intelligente Armbanduhr) oder eine Pulsuhr. Nutzen Sie ein solches Gerät, um persönliche Bewegungs- oder Gesundheitsdaten aufzuzeichnen – oder können Sie sich vorstellen, ein solches Gerät zukünftig zu nutzen – oder käme das für Sie gar nicht infrage? ja, nutze ich; ja, kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt gar nicht in Frage
19	Wer appt, der trackt auch eher	
21	Vitaldaten sind im Kommen	Welche der folgenden Daten zeichnen Sie auf bzw. würden Sie aufzeichnen? (Filter: Gerät wird genutzt bzw. Nutzung vorstellbar). Ihren Puls, Ihre Sportaktivität, Ihre gegangenen Schritte, Ihren Blutdruck, Ihren Kalorienverbrauch, Ihren Schlafrhythmus, Ihre Trinkmenge, andere medizinische Daten wie Blutzucker, Ihre Zeit im Sitzen, nichts davon
22	Bereit zur anonymen Bereitstellung von Daten	Wenn es darum geht, Ihre persönlichen Gesundheits- und Fitnessdaten für die medizinische Forschung zur Verfügung zu stellen – und zwar in anonymer Form, also ohne Rückschlussmöglichkeit auf Sie selbst: Welcher der folgenden zwei Meinungen schließen Sie sich eher an? ich finde es gut, weil solche Daten der Forschung nutzen und damit der Allgemeinheit helfen; ich lehne das ab, weil ich befürchte, solche Daten könnten auch für andere Zwecke verwendet werden
22	Wo die Solidarität am größten ist	
23	Erfolgsfaktor Daten	Und wenn Sie jetzt wieder an Deutschland in zehn Jahren denken: Glauben Sie, dass es durch die Verknüpfung von Gesundheitsdaten und Fitnessdaten große Fortschritte in der Forschung geben wird: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht?
24	Die Chance auf Früherkennung	In welchen der folgenden Zusammenhänge wären Sie grundsätzlich damit einverstanden, dass Ihre Gesundheits- und Fitnessdaten Ihrer Krankenkasse/Krankenversicherung zur Verfügung gestellt werden? zur Diagnose sehr schwerer Krankheiten, wie z.B. Krebs, damit ich eine bessere Chance auf Heilung habe; zur Früherkennung, damit z.B. Bluthochdruck bei mir frühzeitig erkannt und behandelt werden kann; im Sport, um z.B. einen Bonus zu erhalten und meine Fitness professionell von meiner Krankenkasse/Krankenversicherung betreuen zu lassen; keines davon
25	Kommunikation mit der Arztpraxis im Wandel	Denken Sie nun bitte einmal an Ihren Kontakt zu Ihrer Hausarzt- oder einer Facharztpraxis: Regeln Sie bestimmte Dinge wie z. B. Terminvereinbarungen online über das Internet – oder können Sie sich vorstellen, das zukünftig zu tun – oder käme das für Sie nicht infrage? ja, regle bestimmte Dinge online; ja kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt nicht infrage
26	Metropolen sind Vorreiter	

Seite	Grafik	Fragestellung
28	Zukunftsmusik: Onlinechat statt Sprechzimmer	Und wenn Sie jetzt wieder an Deutschland in zehn Jahren denken: Glauben Sie, dass es in Zukunft allgemein üblich sein wird, dass Ärzte nicht nur persönlich in ihrer Praxis, sondern telefonisch, per Onlinechat oder E-Mail regulär zu sprechen sein werden: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht? Und wünschen Sie sich das? (dass Ärzte nicht nur persönlich in ihrer Praxis, sondern telefonisch, per Onlinechat oder E-Mail regulär zu sprechen sein werden) ja, bestimmt; ja, wahrscheinlich; eher nicht; nein, bestimmt nicht
29	Online schon heute der Kanal der Wahl	Statt eines persönlichen Arztbesuchs in der Praxis bieten manche Ärzte ihren Patienten ja auch an, sich bei generellen Gesundheitsfragen oder leichteren Beschwerden telefonisch, per Onlinechat oder E-Mail an sie zu wenden. Haben Sie ein solches Arztgespräch per Telefon oder Onlinechat schon einmal genutzt – oder können Sie sich vorstellen, das zukünftig zu tun – oder käme das für Sie nicht infrage? Jetzt zu Ihrer Krankenkasse/Krankenversicherung: Regeln Sie wichtige Angelegenheiten mit Ihrer Krankenkasse/Krankenversicherung zumindest teilweise schon über das Internet – oder können Sie sich vorstellen, das zukünftig zu tun – oder käme das für Sie nicht infrage? ja, nutze ich; ja, kann ich mir zukünftig vorstellen; nein, kommt gar nicht in Frage
30	Der Kontakt zur Krankenkasse wird digital	Und wenn Sie jetzt wieder an Deutschland in zehn Jahren denken: Glauben Sie, dass es in Zukunft allgemein üblich sein wird, wichtige Angelegenheiten mit der Krankenkasse/Krankenversicherung über das Internet zu regeln: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht?
31	Wer´s probiert hat, bleibt dabei	
32	Mehrheit überzeugt: Die transparente Lösung kommt	Und wenn Sie jetzt wieder an Deutschland in zehn Jahren denken: Glauben Sie, dass jede Person, die Sie behandelt, mit Ihrer Zustimmung auf alle für Ihre Behandlung wichtigen Gesundheitsdaten zugreifen können wird: Ja, bestimmt – ja, wahrscheinlich – eher nicht – oder nein, bestimmt nicht?
33	Große Zustimmung zur elektronischen Gesundheitsakte (eGA)	Seit einiger Zeit ist die sogenannte 'elektronische Gesundheitsakte', auch 'eGA' abgekürzt, im Gespräch. Die eGA* ist eine Art 'digitaler Aktenordner', in der alle Aufzeichnungen, Daten und Dokumente von Ärzten und anderen Gesundheitsfachkräften pro Patient abgelegt werden können. So kann jeder behandelnde Arzt, Therapeut aber auch der Patient selbst sehen, welche Diagnostik oder Therapie bereits durchgeführt wurde. Auf diese Weise lassen sich Doppeluntersuchungen oder Medikamentenunverträglichkeiten vermeiden. Ganz grundsätzlich: Finden Sie die Idee einer solchen elektronischen Gesundheitsakte sehr gut – gut – weniger gut – oder schlecht?

* In den Telefoninterviews wurde für die elektronische Gesundheitsakte (eGA) ursprünglich der Begriff „elektronische Patientenakte (EPA)“ verwendet. Dieser wurde im Studienband redaktionell angepasst.

Seite	Grafik	Fragestellung
34	Bessere Zusammenarbeit gewünscht	<p>Ich lese Ihnen jetzt zu dieser ‚elektronischen Gesundheitsakte‘, also zur eGA, einige Aussagen vor. Bitte sagen Sie mir jeweils, ob Sie dem ‚voll und ganz‘ zustimmen – ‚eher‘ zustimmen – ‚eher nicht‘ zustimmen – oder ‚überhaupt nicht‘ zustimmen. Wie sehr stimmen Sie zu?</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Ich erhoffe mir, dass meine Ärzte und Therapeuten durch die eGA besser zusammenarbeiten können. ▪ Ich wünsche mir, dass ich selbst bestimmen kann, welche Daten in meiner eGA gespeichert werden. ▪ Ich erhoffe mir, dass alle meine Gesundheitsdaten in der eGA beisammen und besser nutzbar sind. ▪ Ich wünsche mir, dass ich meine eGA-Daten auch selbst weitergeben kann, um auf mich zugeschnittene Gesundheitsinfos oder auch gesundheitliche Risikoeinschätzungen zu erhalten. ▪ Ich vertraue darauf, dass ich selbst bestimmen kann, wer auf meine eGA-Daten zugreifen kann. ▪ Ich vertraue darauf, dass meine Daten in der eGA sicher gespeichert und verschlüsselt sind. ▪ Ich wünsche mir, dass auch meine Fitness- und Sportdaten in meine eGA einfließen. So wäre die Gesamtheit der Daten noch besser nutzbar.
35	Patienten wollen selbst entscheiden	
37	Vertrauen in die elektronische Gesundheitsakte (eGA) ist da	

Sie wollen mehr wissen?

Folgen Sie @TK_Presse oder
#SmartHealth auf Twitter!

Und besuchen Sie unseren Blog:
www.wirtechniker.tk.de.

Im TK-Pressportal finden Sie weitere Studien:
www.presse.tk.de.